



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

**„Die Katastrophenresilienz von Frauen
bei Überschwemmungen - eine Fallstudie aus Uruguay“**

Verfasserin

Sarah Zeller

angestrebter akademischer Grad

Magistra (Mag.)

Wien, 2014

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 057 390

Studienrichtung lt. Studienblatt: Internationale Entwicklung

Betreuer: Mag. Dr. Georg Grünberg

*Ich bedanke mich bei allen, die das Entstehen dieser Diplomarbeit ermöglicht haben,
besonders bei meinen Interviewpartnerinnen
sowie allen Anderen, die mir in Durazno und Montevideo hilfreich und offen begegnet sind
und meine Feldforschung so erst ermöglicht haben;
außerdem bei meinem Betreuer Georg Grünberg
für die Ideen, den Zuspruch und den Forschungsfreiraum,
die er mir gegeben hat.*

*Ganz besonders bedanke ich mich bei allen,
die mir die Fertigstellung dieser Diplomarbeit ermöglicht haben,
bei meinen Lieben und Liebsten,
für ihre durchgehende aktive und passive Unterstützung bei diesem Prozess,
ohne die es nicht gegangen wäre.*

*Gefördert von der Hochschüler*innenschaft der Uni Wien*



Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung.....	5
2. Katastrophenresilienz.....	10
2.1 Katastrophenresilienz in der Theorie.....	10
2.1.1 Zentrale Begriffe und Akteure.....	10
2.1.2 Definitorische Eingrenzung und Erläuterung.....	12
2.1.3 Konzeptualisierung im Zusammenhang mit meiner Forschung.....	19
2.1.4 Resilienz und Vulnerabilität.....	25
2.1.5 Kritik und Grenzen.....	26
2.2 Katastrophenresilienz in der Praxis.....	29
2.2.1 Die UNO, DRR und EZA.....	29
2.2.2 Resilienz und Armutsreduzierung	34
2.3 „Disaster don't discriminate, but people do“ - Die Genderperspektive in Theorie und Praxis	36
3. Uruguay.....	40
3.1 Allgemeines	40
3.2 <i>Gender Gap</i> und die traditionelle Frauenrolle.....	42
3.3 Durazno und die Überschwemmungen.....	44
3.3.1 Geschichtlicher Kontext.....	45
3.3.2 Rechtliche und institutionelle Rahmenbedingungen.....	46
3.3.3 Die Überschwemmungen 2007 und 2010.....	48
4. Methodik – Theorie und Praxis.....	49
4.1 Methodenwahl.....	50
4.2 Zugang zum Feld	51
4.3 Sampling und Kontakt zu den Interviewpartnerinnen.....	53
4.4 Durchführung der Interviews.....	55
4.5 Meine Interviewpartnerinnen.....	56
5. Dateninterpretation.....	59
5.1 Der Überschwemmungsprozess.....	59
5.2 Interviewanalyse und Kategorisierung.....	61
5.2.1 Individualpsychologische Aspekte und innere Ressourcen.....	62

5.2.2 Wohnort, Verwurzelung und Wohnform.....	64
5.2.3 Überschwemmungserfahrung.....	66
5.2.4 Umsiedlungsoptionen.....	69
5.2.5 Betroffenheit der ökonomischen Lebensgrundlage.....	70
5.2.6 Materielle Verluste und die finanzielle Haushaltssituation.....	72
5.2.7 Familiäre Situation.....	74
5.2.8 Unterstützung aus dem persönlichen Umfeld außerhalb des Haushaltes.....	75
5.2.9 Evakuierung und Evakuierungsunterkunft.....	77
5.2.10 Öffentliche Unterstützung und der Zugang dazu.....	81
5.3 Schematische Zusammenfassung und theoretische Kontextualisierung.....	83
5.4 Der Zusammenhang mit äußeren Faktoren	87
5.5 Ergänzende Diskussion.....	89
6. Conclusio.....	94
7. Literaturverzeichnis.....	101
8. Anhang.....	107
8.1 Abstract (deutsch).....	107
8.2 Abstract (english).....	108
8.3 Interviewleitfaden.....	109
8.4 Lebenslauf.....	110

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Überschwemmtes Haus in Durazno 2007 (SINAE 2008).....	4
Abbildung 2: The four elements of a resilience framework (DFID 2011:7).....	16
Abbildung 3: Öffentliche und private Ressourcen (DFID 2011:11).....	22
Abbildung 4: Vier-Phasen Zyklus (Brunner/Giroux 2009:9).....	23
Abbildung 5: Die Bedeutung der Genderperspektive (IRP 2010:4).....	38
Abbildung 6: Uruguay (www.de.wikipedia.org).....	40
Abbildung 7: Südamerika (www.welt-blick.de).....	40
Abbildung 8: Organigramm des SINAE (www.sne.gub.uy).....	47
Abbildung 9: Überschwemmungsgebiet 2007 und der Wohnort meiner Interviewpartnerinnen (Quelle:Autorin).....	56
Abbildung 10: Die Überschwemmung 2007 (SINAE 2008).....	60
Abbildung 11: Durch die Überschwemmung 2007 unbewohnbar gewordenes Haus (SINAE 2008).....	69
Abbildung 12: Überschwemmte Bäckerei (SINAE 2008).....	71
Abbildung 13: Öffentliche Evakuierungsunterkunft in einem Stadion (SINAE 2008).....	79
Abbildung 14: Vergleich der Bildungsabschlüsse (Quelle:Autorin).....	91
Abbildung 15: Vergleich des Anteils im Dienstleistungsbereich (Quelle:Autorin).....	91



Abbildung 1: Überschwemmtes Haus in Durazno 2007 (SINAE 2008)

1. Einleitung

In den letzten Jahrzehnten ist die Thematik von Naturkatastrophen immer mehr in den Fokus der Wissenschaft, Entwicklungszusammenarbeit und Öffentlichkeit gerückt. Ihre zunehmende Brisanz liegt primär an der Kombination von Klimawandel und weltweit zunehmenden Urbanisierungsprozessen. Gleichzeitig wächst das Bewusstsein und Know-how über die Möglichkeiten, die Schäden durch Naturkatastrophen für die betroffene Bevölkerung zu verringern. Seit der *International Decade of Natural Disaster Reduction*¹ in den 90ern sind globale Strukturen für einen organisatorischen Rahmen entstanden, durch den die von Naturkatastrophen ausgehende Gefahr gesenkt werden soll. Die Ausmaße der Folgen von Katastrophen sind gut dokumentiert und lassen sich durch einige Zahlen veranschaulichen. Zwischen den Jahren 2000 und 2009 wurden etwa 4000 Naturkatastrophen aufgezeichnet, die bei über 2 Milliarden Betroffenen 780.000 Todesopfer forderten. Die durchschnittlichen ökonomischen Schäden sind rasant angestiegen und beliefen sich im letzten Jahrzehnt auf etwa 100 Millionen US-Dollar pro Jahr. Allein in der Region Lateinamerika und Karibik waren zwischen 1999 und 2009 über 40 Millionen Menschen von Katastrophen betroffen und es gab 40.000 Todesopfer (Vgl. Ramírez 2009:2; UNDP 2012:7f; UNISDR 2012:3f).

Besonders Entwicklungsländer sind von den Schäden durch Naturkatastrophen betroffen. Auch wenn nur etwa ein Zehntel der weltweit von Katastrophen Betroffenen in Entwicklungsländern leben, wird dort über die Hälfte der Todesopfer gefordert. Das wird auf die zugrunde liegenden Risikofaktoren zurückgeführt. Neben Klimawandel und Urbanisierung, wovon die ganze Welt betroffen ist, spielen auch Problematiken eine Rolle, die vor allem in Entwicklungsländern verortet sind, hierzu zählen Bevölkerungswachstum, Armut, mangelhafte *governance*, vulnerable Existenzgrundlagen, geringe soziale Absicherung und fehlender Versicherungsschutz (Vgl. UNISDR 2009b:7ff). Durch diese besondere Betroffenheit der Entwicklungsländer ist Katastrophenprävention immer mehr zu einem entwicklungsrelevanten Thema geworden. Die UNO, Entwicklungsbanken, nationale Entwicklungsagenturen und NGOs haben *Disaster Risk Reduction* (DRR) zunehmend in ihre Programme und Projekte integriert.

Eine Naturkatastrophe ist die Folge einer Interaktion zwischen den Systemen Mensch und Natur. Ein Naturereignis wird erst durch die direkte oder indirekte Betroffenheit der Bevölkerung zu einer Katastrophe. Die Prozesse und Strukturen innerhalb einer Gesellschaft sind also entscheidend für den Verlauf einer Naturkatastrophe und ihre Folgen für die Betroffenen. Demzufolge unterscheiden

¹ Die 1990er Jahre wurden von der UNO als *International Decade of Natural Disaster Reduction* ausgerufen, deren Ziel die weltweite Senkung von Katastrophenrisiko und -schäden war. Sie endete mit der Gründung des UNISDR im Jahr 2000.

sich die Auswirkungen von Katastrophen nicht nur regional, sondern auch anhand anderer Faktoren wie Geschlecht, Alter und ethnischer Zugehörigkeit (Vgl. Geipel 1992; Plate 1993). Insbesondere die Geschlechtszugehörigkeit nimmt einen immer zentraleren Stellenwert im Diskurs um Katastrophenprävention vor allem in Entwicklungsländern ein. Die jeweiligen männlichen und weiblichen Rollenbilder sind mit unterschiedlichen Aufgaben, Kenntnissen, Verantwortungsbereichen und Bedürfnissen verbunden. Bisher sind Strategien und Maßnahmen im Zusammenhang mit Katastrophenprävention und -hilfe männlich dominiert während die Perspektive der Frauen vernachlässigt wird, obwohl sie von zentraler Bedeutung für die Katastrophenbewältigung ist.

Naturkatastrophen sind nicht vermeidbar und die Betroffenen können nicht vollständig vor ihren Folgen geschützt werden. Die beiden Systeme Gesellschaft und Natur sind so eng miteinander verknüpft, dass grundsätzlich jede Bevölkerung gegenüber Naturkatastrophen vulnerabel ist. Es reicht also nicht aus, zu versuchen, das Eintreten von Katastrophen zu verhindern, denn das ist unmöglich, sondern man muss auch von dem Fakt der Betroffenheit ausgehend nach Möglichkeiten suchen, die Schäden möglichst klein zu halten. Hier zeigt sich die Bedeutung des Resilienzkonzepts, das seit einigen Jahren im Diskurs um Katastrophenprävention zentral ist. In den 1980ern wurde der Begriff Resilienz, der bis dahin in technischen Disziplinen, aber auch in der Psychologie verortet war, zum ersten Mal mit Katastrophen in Zusammenhang gebracht. Seitdem ist das Resilienzkonzept immer mehr in den Fokus gerückt und zu einem der meistdiskutierten Begriffe im Zusammenhang mit Katastrophen geworden, was ihn zu einer Art Modebegriff gemacht hat.

Bei Katastrophenresilienz geht es im weitesten Sinne um die Fähigkeit eines Systems, Störungen bzw. eine Katastrophe zu absorbieren, sich an sie anzupassen und im besten Fall für ein eventuelles nächstes Mal besser vorbereitet aus diesem Prozess hervorzugehen. Die Begriffsbestimmung ist jedoch schwierig, geprägt von zahlreichen unterschiedlichen Auffassungen und von der Frage, was Resilienz eigentlich ist und was nicht. Dieser Umstand macht das Resilienzkonzept schwer fassbar, weswegen der definitorischen Eingrenzung unter Punkt 2.1.2 viel Platz eingeräumt wird. Die unterschiedlichen Definitionen von Resilienz haben ihre Ursache auch in der Tatsache, dass Katastrophenresilienz ein transdisziplinäres Konzept ist. Jede Disziplin hat ein anderes Forschungsobjekt und unterschiedliche Perspektiven auf das Wesen von Katastrophenresilienz, wobei diese disziplinären Unterschiede zu oft implizit bleiben.

Neben den technischen Aspekten einer Katastrophe spielen auch soziologische und psychologische Elemente eine wichtige Rolle. Ob und wie viele Menschen und Güter von einem Naturereignis betroffen sind, hängt mitunter vom Verhalten der Gesellschaft als Ganzes ab, aber auch vom Verhalten der einzelnen Personen im Verlauf einer Katastrophe, vor allem hinsichtlich Risikowahrneh-

mung, -kommunikation und persönlichen Bewältigungsstrategien. Doch auch politische und ökonomische Faktoren sind von Bedeutung und dürfen nicht außer Acht gelassen werden. Jedes soziale System steht in Wechselwirkung mit dem politischen und ökonomischen System, in das es eingebettet ist und jede Intervention an einer bestimmten Stelle hat auch Auswirkungen an einer Anderen. Bei der Katastrophenresilienz von Individuen und Haushalten laufen verschiedene Resilienzarten zusammen. Hauptsächlich geht es um die ökonomische und soziale Resilienz, aber auch die psychische Komponente spielt eine Rolle. Ein optimal katastrophenresilientes soziales System bleibt allerdings ein unerreichbares Ideal. Jede Gesellschaft, jeder Haushalt und jedes Individuum ist auf unterschiedliche Art (nicht) vulnerabel und (nicht) resilient, je nach Störungsart und Rahmenbedingungen.

Die beiden Begriffe Vulnerabilität und Resilienz sind eng miteinander verwoben und werden in weiten Teilen des Diskurses um Katastrophenresilienz und deren Operationalisierung in der Praxis wie Antonyme verwendet. Das steht jedoch einem umfassenden und adäquaten Verständnis des komplexen Resilienzkonzepts im Wege, da soziale Systeme gleichzeitig vulnerabel und resilient sein können. Soziale Systeme sind per se heterogen, die Trennungslinien verlaufen entlang verschiedener, oben bereits erwähnter, Charakteristika. Das macht manche Teile einer Gesellschaft mehr, weniger oder lediglich auf andere Art resilient als andere Teile. Im Großteil der Literatur rund um Katastrophenresilienz wird von einer negativen Korrelation zwischen Armut bzw. Vulnerabilität und Resilienz ausgegangen, was die Aufmerksamkeit auf bestimmte Bevölkerungsteile lenkt und die Betroffenen oft als Opfer konstruiert.

Bei Katastrophenresilienz und -vulnerabilität eines sozialen Systems laufen sehr unterschiedliche Aspekte aus den verschiedensten Lebensbereichen zu einem komplexen Ganzen zusammen, wodurch Betroffenheit und Umgang mit Naturkatastrophen von einer Vielzahl an Faktoren bedingt werden. Das macht die Pauschalisierung jeglicher Erkenntnisse und Zusammenhänge schwierig und die Notwendigkeit von Einzelfallanalysen auf empirischer Basis wird sichtbar, was auch an einigen Stellen in der Literatur erwähnt wird.

In meiner empirischen Studie wird die Resilienz von Frauen und ihren Haushalten in der Stadt Durazno in Uruguay untersucht, die von einer oder mehreren Überschwemmungen betroffen waren. Die Frage, die mich durch meine Forschung geleitet hat, war die Frage nach der Bedeutung von äußeren Faktoren, welche den Resilienzprozess der betroffenen Frauen und ihrer Haushalte direkt beeinflusst haben. Dabei ging es mir zum Einen um die Identifizierung der verschiedenen Faktoren und zum Anderen um die Art und Bedeutung ihrer Einflussnahme. Diese Forschungsfrage habe ich bewusst offen formuliert, indem ich die zu untersuchenden Faktoren nicht weiter spezifiziert habe,

um eine hypothesengenerierende und ergebnisoffene Forschung zu ermöglichen. Unter äußeren Faktoren verstehen sich hier Faktoren, die mit äußeren Ressourcen in Verbindung stehen und von der Umwelt meiner Interviewpartnerinnen wesentlich beeinflusst werden. Im Gegensatz dazu stehen Faktoren, die überwiegend mit den inneren Ressourcen meiner Interviewpartnerinnen zusammenhängen, die ich unter dem Terminus individualpsychologische Faktoren zwar aus meiner Analyse ausklammern, aber dennoch erläutern werde.

Während meiner Auseinandersetzung mit dem Diskurs um Katastrophenresilienz ist mir aufgefallen, dass die Bedeutung sozialer Faktoren in diesem Zusammenhang bisher vernachlässigt wird. Auch wenn die betroffene Bevölkerung im Fokus steht, geht es vorrangig um technische, strukturelle oder ökonomische Aspekte wie Armutsreduzierung. Die Feststellung der weitgehenden Ausklammerung der Bedeutung von sozialen Faktoren in Kombination mit meiner Vorannahme, dass sie durchaus einen Einfluss auf Resilienz haben, führte mich dazu, die Analyse von sozialen Faktoren in meine Forschung explizit einzubeziehen, um insbesondere über diesen bislang vernachlässigten Aspekt von Katastrophenresilienz mehr zu erfahren.

Methodisch habe ich mich für qualitative Sozialforschung entschieden, da nur durch Interviews die komplexen Zusammenhänge, Prozesse und Strukturen in der Lebenswelt von Menschen identifiziert und verstanden werden können. Versteckte, nicht messbare Faktoren mit eventuell entscheidender Bedeutung können durch die Perspektive der direkt Betroffenen offengelegt und analysiert werden.

Im ersten Analyseschritt habe ich auf der Basis der von mir geführten (teil-) narrativen Interviews neun Kategorien gebildet und ihre Bedeutung für die Frauen im Zusammenhang mit den Überschwemmungen erläutert. In einem zweiten Schritt habe ich diese zu drei übergeordneten Gruppen äußerer Faktoren zusammengeführt, wobei manche Kategorien in mehr als eine Gruppe passen.

Bei der Untersuchung von Resilienz spielen verschiedene Ebenen eine Rolle. Neben der nationalen und internationalen Ebene geht es auch um die lokale und die Gemeindeebene. Der Perspektive der untersten Ebene, also derjenigen der direkt betroffenen Bevölkerung, wird in der Forschung über Katastrophenresilienz bislang wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Dabei geht es im Grunde gerade um diese Ebene, denn alle Forschungen und Interventionen zu Resilienzstärkung zielen im Endeffekt direkt oder indirekt auf das Wohlergehen der Betroffenen bei einem Katastropheneintritt. Die Ebenen der Individuen und der Haushalte sind nicht klar voneinander trennbar, da die verschiedenen Prozesse auf diesen beiden Ebenen eng ineinander greifen und sich gegenseitig beeinflussen. Individuen und Haushalte sind von einem strukturellen und institutionellen System umgeben, das bestimmte Handlungsgrenzen im Umgang mit einer Katastrophe setzt, aber auch Möglichkeiten bietet. Die Analyse dieser Rahmenbedingungen ist also notwendig, um die Lebenspraxis und die Hand-

lungsoptionen der Betroffenen verstehen und kontextualisieren zu können.

Der Rio Yí, an dem Durazno liegt, tritt regelmäßig über die Ufer und überflutet die Häuser, die ihm an nächsten gelegen sind. 2007 und 2010 gab es zwei außergewöhnlich große Überschwemmungen, auf die sich die meisten Erzählungen der interviewten Frauen beziehen. Meine Interviewpartnerinnen waren teilweise nur von einer der großen Überschwemmungen betroffen, von manchen wurde das Haus jedoch schon oft überschwemmt. Die Erfahrungen mit den einzelnen Überschwemmungen lassen sich nicht klar trennen, bei einigen Interviews hatte ich auch den Eindruck, dass meine Interviewpartnerin an manchen Stellen mit den verschiedenen Überschwemmungserlebnissen durcheinander kam. In meiner Forschung geht es also um die Resilienz der betroffenen Frauen im Umgang mit dem Phänomen Überschwemmung als Unterart einer Naturkatastrophe als solches, nicht auf eine bestimmte Überschwemmung bezogen, auch wenn die beiden großen 2007 und 2010 als Fallbeispiele im Fokus stehen.

Ich habe mich aus verschiedenen Gründen dafür entschieden, nur Frauen zu interviewen. Im Hinblick auf das System Haushalt ist gerade die Perspektive der Frauen interessant. Denn neben ihrer grundsätzlichen Bedeutung und Vernachlässigung im Zusammenhang mit Katastrophen sind vor allem Frauen vom Verlust ihres Zuhauses, auch wenn dieser nur vorübergehend ist, betroffen. Aufgrund des traditionellen weiblichen Rollenbildes sind primär die Frauen für die Angelegenheiten in und um den Haushalt sowie für die Versorgung der Familie in der privaten Sphäre verantwortlich. Diese besondere Betroffenheit von Frauen zeigt sich auch darin, dass bei den meisten Naturkatastrophen die Mortalität bei den Frauen wesentlich höher ist als bei den Männern.

Durch die intersektionale Diskriminierung, die sich aus Armut und Frau-Sein ergibt, gelten arme Frauen als eine der vulnerabelsten Bevölkerungsgruppen, wodurch automatisch auch angenommen wird, dass sie am wenigsten resilient sind. Auf ihnen liegt also ein besonderes Augenmerk im Diskurs über Katastrophenresilienz. Durch die hohe Konzentration von Menschen und Gütern sowie den komplexen Strukturen wächst gerade im urbanen Raum das Katastrophenrisiko am meisten. Mein Forschungsgegenstand ist insofern von großer Relevanz, denn der Großteil der von mir interviewten Frauen lebt in ärmlichen und prekären Verhältnissen im urbanen Raum. Auch wenn die Überschwemmungen in Durazno im internationalen Vergleich keine große Bedeutung hatten und vergleichsweise geringe Schäden nach sich gezogen haben, fallen die beiden großen von 2007 und 2010 doch unter die Kategorie Katastrophe. Resilienzprozesse finden auch bei kleineren Belastungen und Störungen des Systems statt, es muss sich nicht zwangsläufig um eine große Katastrophe handeln.

Die vorliegende Forschungsarbeit gliedert sich in vier Teile. Im ersten Teil wird das Konzept der Katastrophenresilienz diskutiert. Hierfür gehe ich erst auf die verschiedenen Definitionen von Resilienz ein, um das Konzept anschließend im Zusammenhang mit meiner Forschung eingehender zu erläutern. Danach werden verschiedene Aspekte rund um das Resilienzkonzept kritisch reflektiert, um anschließend einen Überblick von dessen Umsetzung in der Praxis zu geben. Auch die Bedeutung der Genderperspektive erläutere ich sowohl in der Theorie wie auch in der Praxis. Manche Begriffe habe ich bewusst nicht aus dem Englischen übersetzt, da die Diskussion überwiegend in englischer Sprache geführt wird und sich manche Begriffe in ihrer vollen Bedeutung schwer übersetzen lassen.

Im zweiten und dritten Teil geht es um den Kontext meiner empirischen Forschung. Das Kapitel über Uruguay bietet einen Abriss der wichtigsten Informationen und Rahmenbedingungen, die im Zusammenhang mit meiner Forschungsarbeit relevant und interessant sind. Im Methodenteil reflektiere ich auf der Basis von Fachliteratur meine Feldforschung, was aufgrund der interaktiven Prozesse zwischen ForscherIn und „Forschungsobjekt“ bei qualitativer Sozialforschung einen zentralen Stellenwert einnimmt. Hier stelle ich auch meine Interviewpartnerinnen kurz vor.

Im Dateninterpretationsteil werden zuerst die durch die Analyse der Interviews gebildeten Kategorien erläutert. Dabei gehe ich auf ihre Bedeutung für die Resilienz der Frauen und ihrer Haushalte ein, aber auch auf die Zusammenhänge zwischen den Kategorien. In diesem Teil werde ich viele Zitate aus den Interviews in uruguayischem Spanisch anführen, die in Kursivschrift stehen. Anschließend werden die verschiedenen Kategorien zu den Gruppen soziale, ökonomische und institutionelle Faktoren gebündelt. In der ergänzenden Diskussion werden einige verbliebene Aspekte aufgegriffen und ihre Bedeutung diskutiert.

2. Katastrophenresilienz

2.1 Katastrophenresilienz in der Theorie

2.1.1 Zentrale Begriffe und Akteure

Im Diskurs um Katastrophenresilienz sind einige Begriffe und Akteure zentral, auf die ich mich in meiner Forschungsarbeit immer wieder beziehen werde. In diesem Kapitel werde ich diese kurz definieren bzw. vorstellen. Bei den Begriffsdefinitionen ist anzumerken, dass es keine einheitlichen

und allgemein anerkannten Definitionen gibt, sondern eine Fülle an unterschiedlichen Operationalisierungen. Die von mir hier angeführten Definitionen werden von zentralen Akteuren in der Katastrophenprävention verwendet.

Katastrophe (Disaster)

Ein Naturereignis, das menschliche, materielle oder ökonomische Schäden nach sich zieht und die Funktionsweise einer Gesellschaft tiefgreifend verändert. Sie ist Folge des Zusammenspiels von menschlicher Vulnerabilität und einer Naturgefahr (*Hazard*) und übersteigt die Fähigkeit der Betroffenen, mithilfe der eigenen Ressourcen mit der Situation umzugehen. Eine Katastrophe existiert also nicht per se, sondern erst durch die Einschätzung des Menschen als eine solche. In dieser Forschungsarbeit werden die Termini Katastrophe und Naturkatastrophe analog verwendet (Vgl. GFDRR 2012:54; UNISDR 2009^a:9).

Katastrophenresilienz

Von Katastrophenresilienz gibt es zahlreiche verschiedene Definitionen, worauf ich unter Punkt 2.1.2 genauer eingehen werde. Die Definitionen der zentralen Akteure bei der Operationalisierung von Katastrophenresilienz sind folgende:

DFID (*Department for Internationale Development*): „Disaster Resilience is the ability of countries, communities and households to manage change, by maintaining or transforming living standards in the face of shocks or stresses - such as earthquakes, drought or violent conflict – without compromising their long-term prospects.“ (DFID 2011:6)

OXFAM (*Oxford Committee for Famine Relief*): „The ability of women, men, and children to realise their rights and improve their well-being despite shocks, stresses, and uncertainty.“ (OXFAM 2013:9)

GFDRR (*World Bank – Global Facility for Disaster Reduction and Recovery*): „The ability of societies to resist, cope with, and recover from shocks.“ (GFDRR 2012:5)

UNISDR (*United Nations International Strategy for Disaster Reduction*): „The ability of a system, community or society exposed to hazards to resist, absorb, accommodate to and recover from the effects of a hazard in a timely and efficient manner, including through the preservation and restoration of its essential basic structures and functions.“ (UNISDR 2009:24)

Vulnerabilität

Sie ist bedingt durch die Eigenschaften und Umstände einer Gemeinschaft oder sonstigen Systems,

die es für die Schäden einer Katastrophe anfällig machen. Vulnerabilität ist die Prädisposition, benachteiligt zu sein (Vgl. OXFAM 2013:9; UNISDR 2009^a:30).

Katastrophenrisiko

Die Wahrscheinlichkeit einer Beeinträchtigung der Funktionsweise eines Systems aufgrund einer Naturgefahr. Gemeinhin wird Katastrophenrisiko durch die Formel $risk=hazards+vulnerability$ ausgedrückt, also die Kombination der Wahrscheinlichkeiten von Gefährdung und negativen Folgen (Vgl. GFDRR 2012:55; UNISDR 2004:7).

Disaster Risk Reduction (DRR)

Hierunter fallen Konzept und Praxis um das Katastrophenrisiko zu senken. Instrumente für diesen präventiven Ansatz sind die Analyse und das Management der Ursachen von Katastrophen, beispielsweise die Reduzierung der Vulnerabilität von Bevölkerung und Eigentum oder das weitsichtige Management von Land und Ressourcen. Während früher vor allem physikalische Aspekte im Vordergrund standen, ist mittlerweile das Bewusstsein über die Schlüsselrolle von sozialen und ökonomischen Faktoren gewachsen (Vgl. Morrow 2008:13; UNISDR 2009:10f).

2.1.2 Definitorische Eingrenzung und Erläuterung

Resilienz hat ihren begrifflichen Ursprung im lateinischen Verb *resilire*, was soviel wie zurückspringen oder abprallen bedeutet. Zuerst gebräuchlich war dieser Terminus in den Naturwissenschaften, in denen er die Materialeigenschaften Biegsamkeit und Widerstandsfähigkeit bezeichnete. Im Laufe der letzten Jahrzehnte wurde er von vielen anderen wissenschaftlichen Disziplinen adaptiert, und von der Materialbeschreibung zu verschiedenen Konzepten weiterentwickelt und ausdifferenziert, unter anderem von der Ökologie, Psychologie, Soziologie und Ökonomie. Dabei hat sich in jeder Disziplin ein eigener Definitionsansatz, aus dem zahlreiche verschiedene Definitionen hervorgehen, etabliert. Diese unterscheiden sich je nachdem, ob der Fokus beispielsweise auf einem sozialen oder einem ökologischen System liegt. Ein soziales System, wie es der Forschungsgegenstand der vorliegenden Arbeit ist, kann verschiedener Art und Größe sein, etwa ein Haushalt oder eine Nation. Resilienz wurde in den 1980ern erstmals mit Naturkatastrophen in Zusammenhang gebracht und bedeutete in dieser Hinsicht im weitesten Sinne die Absorbierung und Erholung von diesen. Seit etwa 1997 ist sie zu einem zentralen Konzept in der Katastrophenprävention geworden (Vgl. CARRI 2013).

Resilienz ist ein sehr dehnbarer Begriff und die verschiedenen Konzepte dahinter sind facettenreich und komplex. Darum gibt es fast ebenso viele verschiedene Definitionen von Resilienz wie es TheoretikerInnen oder Organisationen gibt, die zu diesem Thema arbeiten. Alle, die sich mit Resilienz beschäftigen, fokussieren sich jeweils auf einen bestimmten Teilaspekt und haben ein bestimmtes Forschungsinteresse beziehungsweise Forschungsobjekt. Je nach diesem Fokus verändert sich die Perspektive auf das Resilienzkonzept und macht die eine oder andere Definition passend oder unpassend. Neben der theoretischen Perspektive spielt der Forschungsgegenstand eine wichtige Rolle bei der Definition von Katastrophenresilienz. Dabei ist die Ebene bzw. der Maßstab entscheidend. Handelt es sich um einen ganzen Staat, der im Fokus steht, ist eine andere Definition sinnvoll als wenn der Forschungsgegenstand ein Individuum ist.

Gerade von *Katastrophenresilienz* bleibt jede Definition zwangsweise sehr offen und vage formuliert, denn sie ist per se transdisziplinär. In diesem Konzept vereinen sich verschiedene Disziplinen, Ebenen und Dimensionen. Innerhalb der Katastrophenresilienz läuft unter anderem psychologische, soziale, ökonomische, strukturelle und ökologische Resilienz zusammen. Es ist wichtig, zwischen den verschiedenen Disziplinen und Ebenen definitorisch zu unterscheiden. Denn die unklare Trennung zwischen sozialwissenschaftlichen und technischen beziehungsweise ökologischen Resilienzbegriffen birgt die Gefahr, zu übersehen, dass Gesellschaften und Individuen grundsätzlich andere Charakteristika aufweisen als beispielsweise ein Ökosystem, auch wenn beide eng miteinander verbunden sind². Die wesentlichsten Unterschiede im Zusammenhang mit Katastrophenresilienz sind die menschliche Fähigkeiten zu antizipieren und über Anpassung hinaus bewusst zu lernen, aber auch vorhandene Machtstrukturen und deren Konsequenzen. Werden diese Unterschiede übersehen, besteht die Gefahr, einige entscheidende Dimensionen bezüglich der Resilienz von sozialen Systemen auszublenken (Vgl. Levine et al. 2012).

Mit der zunehmenden Differenzierung der verschiedenen Resilienzdefinitionen nach Disziplin und Ebene ging auch ein Wandel ihres grundsätzlichen Wesens einher. Während im Diskurs der Katastrophenresilienz früher vor allem von Anpassung und Widerstand die Rede war beziehen die meisten TheoretikerInnen und Organisationen heute den Aspekt der positiven Veränderung und des Dazulernens ein. Das *Community&Regional Resilience Institute* (CARRI) hat versucht, die Fülle an verschiedenen Definitionen anhand verschiedener Kriterien zu systematisieren und zu gliedern.

Diese Gliederungsachsen sind:

1. Werden vs. Sein:

Resilienz als Prozess oder als Eigenschaft.

² Sogenannte *socio ecological systems* (SESs).

2. *Anpassung vs. Widerstand:*

Resilienz als Anpassungs- oder als Widerstandsfähigkeit eines Systems gegenüber den Veränderungen, die eine Katastrophe bzw. eine andere Störung mit sich bringt.

3. *Verlaufsrichtung:*

Vor allem Resilienzdefinitionen aus den Naturwissenschaften berücksichtigen nur, ob eine Veränderung stattfindet, aber nicht ihre Verlaufsrichtung oder ihre Folgen.

4. *Vorhersagbarkeit:*

Mit manchen Definitionen kann die Resilienz eines Systems im Vorfeld abgeschätzt werden, mit anderen nicht.

5. *Zeitliche Eigenschaften:*

In manchen Definitionen ist Resilienz eine Eigenschaft, die nur im Zusammenhang mit Störungen auftritt, in anderen Definitionen dagegen ist sie dem System inhärent und kann sich auch in nicht-Krisenzeiten weiterentwickeln (Vgl. CARRI 2013:3ff).

Diese Gruppierung der verschiedenen Resilienzdefinitionen ist vereinfacht und recht polarisiert. Die meisten Definitionen befinden sich nicht entweder auf der Anpassungsseite oder auf der Widerstandsseite, sondern beinhalten beide Aspekte bis zu einem gewissen Punkt. In dem Kontinuum zwischen den verschiedenen Polen sind viele verschiedene Verortungen möglich, die diese miteinander in Verbindung bringen. Eine schwarz-weiße Resilienzdefinition, die sich auf eine der beiden Seiten verortet, ist meines Erachtens realitätsfern und wird der Komplexität von sozialen, ökonomischen und ökologischen Systemen nicht gerecht. In diesem Fall ist diese Vereinfachung jedoch hilfreich, um die Grundstruktur zu erkennen, in die sich die verschiedenen Resilienzdefinitionen gliedern.

In vorliegender Forschungsarbeit steht die Definition des DFID (2011:6) im Zentrum:

„Disaster Resilience is the ability of countries, communities and households to manage change, by maintaining or transforming living standards in the face of shocks or stresses - such as earthquakes, drought or violent conflict – without compromising their long-term prospects.“

Für diese Definition habe ich mich entschieden, weil sie einige meiner Meinung nach grundlegende Aspekte einbezieht. Sie bezieht sich explizit auf verschiedene Ebenen von Systemen, unter anderem auf das System Haushalt, das in meiner Forschung zentral ist. Der Umgang mit Veränderung wird in

dieser Definition gleichzeitig als Widerstands- und Anpassungsprozess gesehen. Bis zu einem gewissen Punkt ist es gut, wenn ein System einer Störung widersteht, doch über diesen Punkt hinaus ist es notwendig, sich an die Umstände der Störung anzupassen, eventuell auch längerfristig. Nur so kann es auf grundlegende Entwicklungen adäquat reagieren und sein Fortbestehen sichern. Auch durch die Bezugnahme auf Transformation wird in dieser Definition der Aspekt des Dazulernens und der „disturbance as opportunity“ (Bahadur et al. 2010:7) einbezogen. Transformation und dynamische Anpassung sind für ein soziales System in einer sich verändernden Umwelt essentielle Prozesse. In vielen Definitionen wird der Ausgangspunkt vor der Störung des Gleichgewichtes durch z.B. eine Naturkatastrophe als ideal angesehen, und es geht nach der Störung nur darum, zu diesem Punkt zurück zu kommen.

Das ist jedoch eine verkürzte Sichtweise, da es für Individuen und soziale Systeme im Umgang mit Belastungen letztendlich auch darum gehen sollte, bei einem eventuellen nächsten Mal besser damit umgehen zu können. Diese Zukunftsperspektive stellt laut der Definition des DFID eine Orientierungshilfe dar für die direkte Reaktion auf die Störung. Auch der Prozesscharakter von Resilienz, der mir insbesondere im Zusammenhang mit meiner Forschung als wesentlich erscheint, wird durch die Bezugnahme auf Veränderung und Transformation ausgedrückt. Und letztendlich steht diese Definition, wie meine Forschung auch, im weitesten Kontext der internationalen Entwicklung.

In Abbildung 2 werden verschiedene Aspekte von Katastrophenresilienz anschaulich zusammengeführt und bleiben dabei auf verschiedene Ebenen bzw. Systemarten anwendbar. Mit Stufe 1, dem Kontext, ist die prä-katastrophale Ausgangslage eines bestimmten Systems gemeint, die Störung bei Stufe 2 ist in unserem Fall eine Katastrophe, kann aber auch eine längerfristige Belastung sein. Stufe 3, die Fähigkeit, mit dieser Störung umzugehen, besteht aus drei Elementen. Die *exposition* bezieht sich auf die Bevölkerungsteile, die der Störung tatsächlich ausgesetzt sind. Bei der *sensitivity*, also der Empfindlichkeit bzw. Anfälligkeit³ der betroffenen Bevölkerung, geht es darum, wie robust oder widerstandsfähig ein System oder ein Individuum ist. Mit *adaptive capacity*, der Anpassungsfähigkeit, ist die Fähigkeit eines Systems oder Individuums gemeint, Konsequenzen einer Störung und die damit verbundenen Schäden zu bewältigen. Es geht auch darum, Gelegenheiten zu nutzen, die Lebenspraxis den Veränderungen, die eine Störung mit sich bringt, anzupassen und währenddessen die Basisfunktionen des Systems aufrechtzuerhalten. *Sensitivity* und *adaptive capacity* eines Systems oder Individuums sind für dessen Resilienz besonders wichtig und hängen vor allem von der Verfügbarkeit von Ressourcen ab. Das können humane, soziale, technische, physikalische, ökonomische, finanzielle, natürliche oder auch politische Ressourcen sein. An diesem Punkt

3 Statt *sensitivity* findet sich in vielen Forschungsarbeiten über Katastrophenresilienz der Begriff *susceptibility*.

beginnt Stufe 4, die Reaktion auf die Störung, die in vier Kategorien unterteilt wird. Das *bounce back better* bedeutet, dass das System durch die Störung letztendlich auf ein höheres Funktionslevel gekommen ist, etwas für die Zukunft dazugelernt hat und bei der nächsten Störung dieser Art seine Fähigkeit, damit umzugehen, größer ist. Mit *bounce back* ist das Wiederherstellen des Funktionslevels vor der Störung gemeint, ohne dass es zu längerfristigen Verbesserungen oder Verschlechterungen kommt. *Recover but worse than before* bedeutet, dass das untersuchte System zwar funktioniert, aber nicht mehr auf demselben Level wie vor der Störung. *Collapse* ist der komplette Zusammenbruch des Systems (Vgl. DFID 2011:8f).

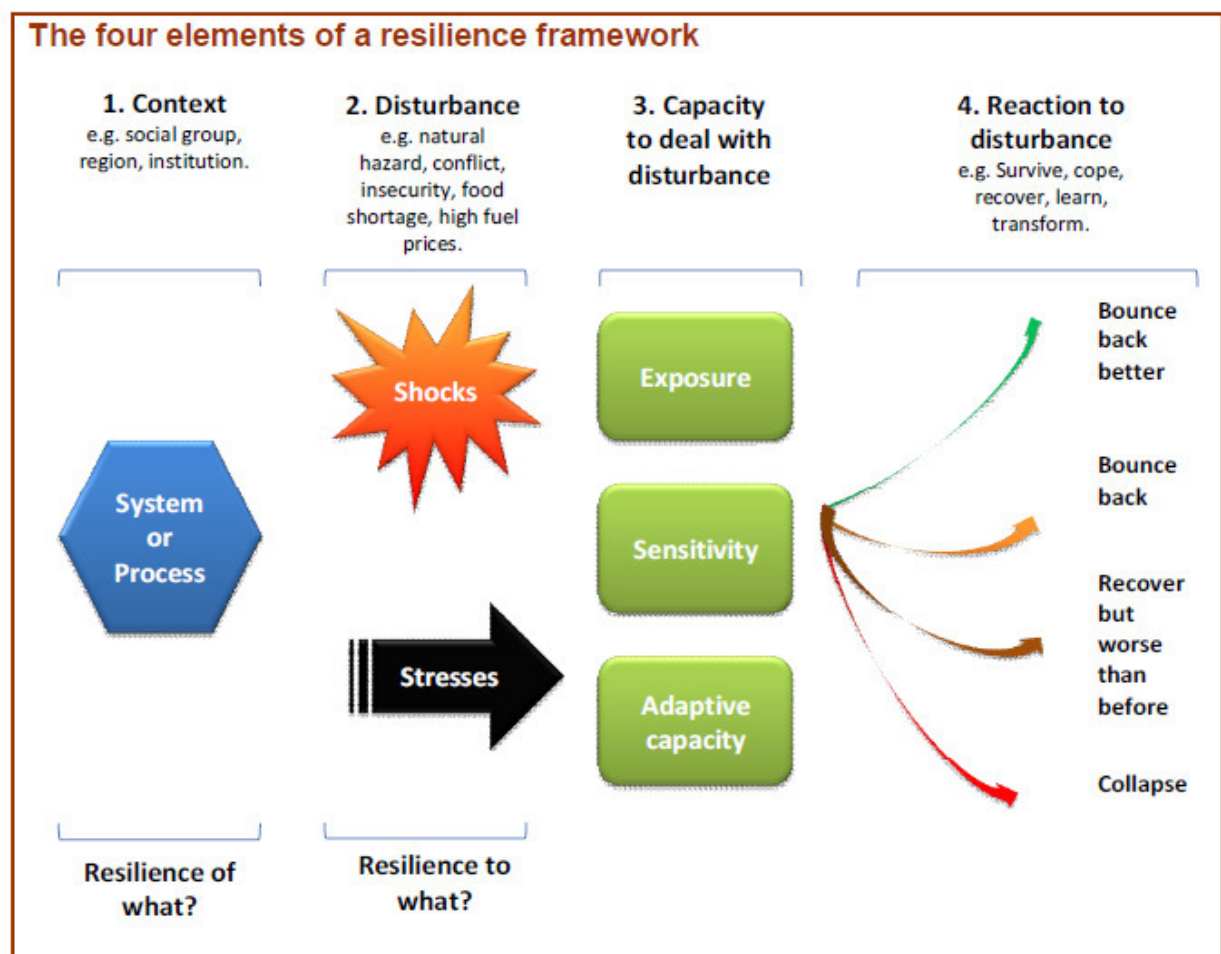


Abbildung 2: The four elements of a resilience framework (DFID 2011:7)

Des weiteren definieren Bahadur et al. (2010:2f) zehn Charakteristika resilienter Systeme:

1. Ein hohes Maß an *Diversität* in sozialer, ökonomischer und ökologischer Hinsicht
2. Effektive *Governance* sowie *Institutionen*, die den gesellschaftlichen Zusammenhalt fördern können
3. Die *Akzeptanz von Unsicherheit und Veränderung*
4. *Partizipation* der Gesellschaft
5. Vorbereitende *Aktivitäten*, die nicht darauf abzielen, *Veränderungen* zu widerstehen, sondern damit zu leben.
6. Ein hoher Grad an sozialer und ökonomischer *Gleichheit*
7. Die Anerkennung der Bedeutung von *sozialen Werten und Strukturen*
8. Die Akzeptanz einer Systemdynamik, die sich nicht im Gleichgewicht befindet
9. Kontinuierliches und effektives *Lernen*
10. Eine *maßstabsübergreifende Perspektive*, bei der soziale, politische, ökonomische und kulturelle Netzwerke auf verschiedenen Ebenen einbezogen werden können

Hier wird wieder deutlich, dass verschiedene Disziplinen unter dem Stichwort Resilienz zusammenlaufen. Soziales, Ökologisches, Ökonomisches, Politisches und Psychologisches ist miteinander verwoben und führt einerseits zu der großen Komplexität und Vielseitigkeit, andererseits aber auch zu der definitorischen Ungenauigkeit des Resilienzbegriffs. Daher werde ich im Folgenden die Definition von Resilienz im Zusammenhang mit meiner Forschung weiter eingrenzen. Es geht um die Resilienz meiner Interviewpartnerinnen und ihrer Haushalte im Umgang mit den Überschwemmungen in Durazno, es greifen also psychologische, soziale und ökonomische Resilienz ineinander.

Zu Beginn meiner Forschung wollte ich die sozio-ökonomische Resilienz in den Fokus stellen. Im Verlauf der Dateninterpretation erschien mir die Trennung von beidem jedoch sinnvoller. Zum Einen, weil die klassischen sozio-ökonomischen Merkmale wie Schulabschluss und Beruf eine viel indirektere Bedeutung hatten als ich im Vorfeld angenommen habe. Vor allem aber weil die soziale und die ökonomische Resilienz von sozialen Systemen nach einer Katastrophe sehr unterschiedlich verlaufen können, auch wenn sie natürlich in einem engen Verhältnis miteinander stehen.

Diese Schwierigkeiten bei der definitorischen Verknüpfung von sozialer und ökonomischer Resilienz spiegelt sich auch in der Tatsache wider, dass es schwierig ist, in der Fachliteratur eine klare Definition von sozio-ökonomischer Resilienz zu finden. Manche AutorInnen beziehen sozio-ökonomische Aspekte in soziale Resilienz ein. Oft wird auch sozio-ökonomische Resilienz mit *Communi-*

nity Resilience gleichgesetzt und vor allem auf kommunaler Ebene angewendet, aber nicht auf die Haushalts-/Individuumsebene (Vgl. Daniels 2004:7; Morrow 2008:14). Die Perspektive der *Community Resilience* ist für meine Forschungsarbeit zwar wertvoll, passt definitorisch jedoch nicht wirklich mit ihr zusammen, da im Fokus meiner Studie Frauen im Zusammenhang mit ihrem Haushalt stehen. Auch in der empirischen Forschung gibt es kaum Studien zu sozio-ökonomischer Resilienz, sondern mehr zu sozialer Vulnerabilität und ökonomischer Resilienz. Soziale und sozio-ökonomische Resilienz sind vor allem empirisch bisher kaum erforscht worden (Vgl. Akter/Mallik 2013; Sapirstein 2006). Im Folgenden werde ich also soziale und ökonomische Resilienz getrennt voneinander genauer eingrenzen.

Brenson-Lazan (2003:2) definiert soziale Resilienz als „[...] the ability to face internal or external crisis and not only effectively resolve it but also learn from it, be strengthened by it and emerge transformed by it, both individually and as a group.“ Diese Definition ist sowohl auf die Individuumsebene wie auch auf die Haushaltsebene anwendbar. Sapirstein (2006:5ff) betont, dass soziale Resilienz ein dezentraler *grassroot* Prozess ist und nicht durch *top-down* Interventionen beeinflusst werden kann. Außerdem arbeitet er vier Dimensionen sozialer Resilienz heraus:

1. Reaktion⁴
2. Selbstorganisierung
3. Lernen
4. Anpassung

Ökonomische Resilienz wird von Adam Rose (2009:18) als „the ability of economic entities to maintain function and recover quickly from a disaster“ definiert. Dabei können vier Dimensionen ausgemacht werden:

1. *Widerstandsfähigkeit* gegenüber ökonomischen Verlusten
2. *Redundanz* im Sinne von zahlreichen ökonomischen Möglichkeiten
3. *Ideenreichtum* insbesondere bei stabilisierenden Maßnahmen
4. *Schnelligkeit* bei der Wiederherstellung des prä-katastrophalen Funktionslevels⁵

4 Im Originaltext *response*, was sich auf die direkte Reaktion bei der Konfrontation mit einer Krisensituation bezieht und von *reaction to the disturbance* zu unterscheiden ist.

5 Mit prä-katastrophalem Funktionslevel ist hier nicht zwangsläufig der genaue Zustand vor Eintritt der Katastrophe gemeint, sondern allgemein das Niveau, auf dem das ökonomische System zu diesem Zeitpunkt funktioniert hat.

Außerdem kann zwischen statischer und dynamischer ökonomischer Resilienz unterschieden werden. Erstere bezieht sich auf die Fähigkeit eines ökonomischen Systems, bei einer Störung oder einem Schock weiter zu funktionieren, letztere ist die Geschwindigkeit, mit der sich es sich danach erholt (Vgl. Rose 2009:18ff).

Diese definitorischen Differenzierungen sind in der Forschung zwar wichtig, aber laut Debbie Hillier von Oxfam in der Praxis eher irrelevant. "When we are talking about the Horn of Africa or the Sahel, we all know what resilience means. It's about not having to do repeated humanitarian interventions. It's about bringing the humanitarian and development sides much closer, and making people much less vulnerable." (IRIN 2012)

Der Vollständigkeit halber werde ich noch eine kurze Resilienzdefinition aus der Psychologie anführen, da die individuelle Ebene und damit auch die psychologische Resilienz in meiner Forschung zentral sind. „Resilienz liegt vor, wenn jemand eine extrem bedrohliche, d.h. hoch riskante Situation unerwartet gut bewältigt.“ (Wieland 2011:184) Laut dem Autor hängen die meisten bedrohlichen, unerwarteten Situationen mit sozialen und ökonomischen Faktoren zusammen. In meiner Forschung werde ich psychologische Aspekte trotz ihrer Bedeutung ausklammern, wenn sie in keinem direkten Zusammenhang mit äußeren Ressourcen stehen, sondern nur mit inneren, denn sonst würde der Rahmen dieser Forschungsarbeit gesprengt.

2.1.3 Konzeptualisierung im Zusammenhang mit meiner Forschung

Im Folgenden werde ich auf verschiedene Aspekte des Konzepts der Katastrophenresilienz genauer eingehen und mit meiner Feldforschung in Zusammenhang bringen. Dabei spielen besonders die verschiedenen Ebenen, die bei meiner Forschung zusammenspielen, eine zentrale Rolle. Ebenso werde ich einige Aspekte, die ich unter Punkt 2.1.2 bereits erwähnt habe, nochmals aufgreifen, genauer erläutern und mit anderen Aspekten in Verbindung bringen. Dabei soll ein ganzheitlicheres Verständnis von Katastrophenresilienz in meinem Forschungskontext entstehen. Denn die Verbindung von mehreren Ebenen und Einheiten innerhalb eines Systems ist notwendig, um der Komplexität des Konzepts der Katastrophenresilienz gerecht zu werden (Vgl. Bahadur et al. 2010:6).

Im Zusammenhang mit der Differenzierung zwischen der Resilienz von technischen Systemen und sozialen Einheiten unterstreicht Elgin Brunner (2009:7) vom *Center for Security Studies* die Bedeutung der individuellen Ebene innerhalb einer Gesellschaft. „[O]n the societal level the human component is central. In the case of a major disruptive event, resilience is essentially contingent on the

actions of people operating at the local level. At this particular stage, the visible role of governments and their agencies is minimal, and basically consists of coordinating activities.“

Auch andere Autoren und Institutionen messen der individuellen Ebene eine große Bedeutung bei. Unter anderem in der umfangreichen Literatur über *Community Resilience* des CARRI nimmt die Ebene der Individuen einen zentralen Platz ein (Vgl. u.a. Cutter et al. 2008; Morrow 2008; Rose 2009). Unterstrichen wird diese Bedeutung auch durch einen Blick auf die Literatur zur psychosozialen Perspektive auf Katastrophenresilienz. Das Individuum steht in ständiger Interaktion mit seiner Umwelt, die dessen Schutz- bzw. Risikofaktoren maßgeblich beeinflusst. Doch auch andersherum beeinflusst das Individuum seine Umwelt, indem es ein Teil der Umwelt der anderen Menschen ist und damit einen Teil deren Schutz- bzw. Risikofaktoren bildet. Psychosoziale Elemente im Zusammenhang mit einer Katastrophe werden umso zentraler, je mehr Zeit vergeht zwischen dem Katastrophenausbruch und der Rückkehr zur „Normalität“ (Vgl. Höfler 2012; Pérez-Sales 2003).

Dass die Perspektive der Individuen als Ausgangspunkt bei der Forschung über die Resilienz von sozialen Systemen wertvolle Ergebnisse bringen kann, zeigt auch deren Bedeutung bei der Forschung über die Vulnerabilität sozialer Systeme, denn Resilienz und Vulnerabilität sind eng miteinander verbunden. Bei der Analyse der Vulnerabilität sozialer Systeme ist eine akteurszentrierte *bottom-up* Perspektive wichtig, denn sie kann nicht allein durch die Makro-Perspektive auf die strukturellen Aspekte erfasst und verstanden werden. Die Sicht der Betroffenen auf die eigene Vulnerabilität unterscheidet sich oft massiv von der Sicht von Außen. Strategien von Betroffenen um insbesondere in Krisenzeiten mit einer unsicheren Zukunftsperspektive umzugehen, können nur durch die Mikro-Perspektive, also die von Individuen oder Haushalten, erkannt und verstanden werden (Vgl. Kuhlicke/Steinführer 2010:13).

In Theorie und Praxis hat diese *bottom-up* Perspektive bisher jedoch keine große Rolle gespielt. Erst seit kurzem wächst das Bewusstsein über die Bedeutung der Betroffenen als Akteure und als Ausgangspunkt von Studien. Letztendlich kommt es bei einer Naturkatastrophe darauf an, was sie mit den einzelnen Menschen macht, denn aus ihnen setzt sich die Gemeinschaft, die Region und der Staat zusammen. Nicht nur in der Rolle als Opfer, sondern vor allem als Akteure. Welche Folgen eine Katastrophe in einem Staat oder einer Region hat, hängt wesentlich von den verschiedenen Strategien und Erfahrungen der betroffenen Bewohner ab. Beispielsweise können die psychischen Folgen einer Naturkatastrophe das Evakuierungsverhalten der Betroffenen bei der nächsten Katastrophe wesentlich beeinflussen. Oder manche Menschen greifen auf bestimmte Ressourcen nicht zurück, obwohl sie ihnen zur Verfügung stünden.

Die Bedeutung der kleinsten sozialen Einheiten innerhalb eines Staates, also das Individuum und

sein Haushalt, spiegelt sich auch in der weiter oben bereits erwähnten Wichtigkeit der Partizipation der betroffenen Bevölkerung wider, die in zahlreichen Publikationen betont wird. Damit soll sichergestellt werden, dass Interventionen, die auf Resilienzstärkung abzielen, auch tatsächlich greifen. Dabei besteht jedoch die Gefahr, dass im System bestehende ungleiche Strukturen und Machtverteilungen reproduziert werden. So besteht die Möglichkeit, dass bestimmte Bevölkerungsteile durch resilienzstärkende Maßnahmen weiter marginalisiert werden, wodurch es schwieriger wird, die Resilienz der Gesamtbevölkerung zu stärken. Ein Beispiel hierfür ist die Vernachlässigung der weiblichen Perspektive, auf die ich unter 2.3 noch genauer eingehen werde. Ein wichtiges Kriterium von resilienten sozialen Systemen ist die möglichst gleichmäßige Verteilung sozialer und ökonomischer Ressourcen innerhalb einer Gesellschaft, die nur so resilient ist wie ihre schwächsten Mitglieder. Für die Ermöglichung eines repräsentativen Prozesses ist es unter anderem wichtig, dass die Regierung lokale Initiativen und Organisationen der BürgerInnen anerkennt, unterstützt und integriert. Das muss jedoch unter permanenter Reflexion der Bedürfnisse der marginalisierten Bevölkerungsteile stattfinden (Vgl. u.a. Bahadur et al. 2010; Cutter et al. 2008; Morrow 2008; Pérez-Sales 2003; UNISDR 2012).

In meiner Feldforschung habe ich Interviews mit Frauen geführt, um herauszufinden, welche Erfahrungen sie als Schlüsselpersonen ihres Haushalts mit der Überschwemmung gemacht haben. Ich habe die beiden Ebenen also nicht klar getrennt, das wäre in meinem Fall auch nicht möglich gewesen. Die Aussagen meiner Interviewpartnerinnen sind letztendlich subjektive Interpretationen und Darstellungen des Geschehenen, in denen sie ihre persönlichen Erfahrungen mit den Umständen, in denen sich ihr Haushalt während der Überschwemmungen befand, verknüpfen. Die beiden Ebenen des Individuums und des Haushalts konzeptionell nicht zu trennen, sondern ineinander zu integrieren, hat sich somit aus meiner Forschungslogik heraus ergeben. Wenn ich mich in meiner Forschungsarbeit auf meine Interviewpartnerinnen beziehe, meine ich damit automatisch auch ihre Haushalte, auch wenn ich das nicht jedes Mal explizit erwähne. Das System, auf dem mein Forschungsfokus liegt, ist also sowohl auf der Individual- wie auch auf der Haushaltsebene verortet.

Bei meiner Studie waren also vor allem drei Ebenen zentral:

1. Die individuelle Ebene: Die persönlichen Erfahrungen der Frauen als Akteurinnen im Verlauf der Überschwemmung.
2. Die Haushaltsebene⁶: Der Prozess, den das System Haushalt im Verlauf der Überschwem-

⁶ Ich wähle hier den Begriff *Haushalt* statt *Familie*, da er mir im Zusammenhang mit Katastrophenresilienz und meiner Forschung sinnvoller erscheint. Im Zentrum dieses Begriffes steht nicht die Art der Beziehung zwischen den einzelnen Haushaltsmitgliedern, sondern die Tatsache, dass sie als Einheit zusammen unter einem Dach leben, was im Verlauf von Naturkatastrophen entscheidend ist.

mung durchlief.

3. Die institutionelle Gemeindeebene⁷: Die strukturellen Rahmenbedingungen, in denen sich die Frauen und ihr Haushalt bewegen.

Wie weiter oben bereits ausführlicher dargelegt, sind diese drei Ebenen untereinander eng miteinander verknüpft. Vor allem die ersten beiden Ebenen beeinflussen sich stark gegenseitig und bilden bis zu einem gewissen Punkt eine Einheit. Durch die dritte Ebene wird von vornherein ein enger Rahmen abgesteckt, innerhalb dessen die Frauen und ihr Haushalt agieren können. Sie bewegen sich im Verlauf der Überschwemmung innerhalb institutioneller Strukturen, die bestimmte öffentliche Ressourcen zur Verfügung stellen und auch Einfluss darauf haben, wer zu welchen dieser Ressourcen Zugang hat.

Doch die Bedeutung von Ressourcen beschränkt sich nicht auf den Zusammenhang mit der institutionellen Struktur. Neben den öffentlichen Ressourcen hat jede Frau und jeder Haushalt bestimmte Ressourcen zur Verfügung, die unter 2.1.2 bereits erwähnt wurden. Die humanen, sozialen, technischen, physikalischen, ökonomischen, finanziellen, natürlichen oder politischen Ressourcen sind alle zum Teil öffentlich und zum Teil privat. Die Resilienz der Frauen und ihrer Haushalte im Umgang mit den Überschwemmungen hängt auch wesentlich davon ab, welchen privaten Ressourcen ihnen zur Verfügung standen.

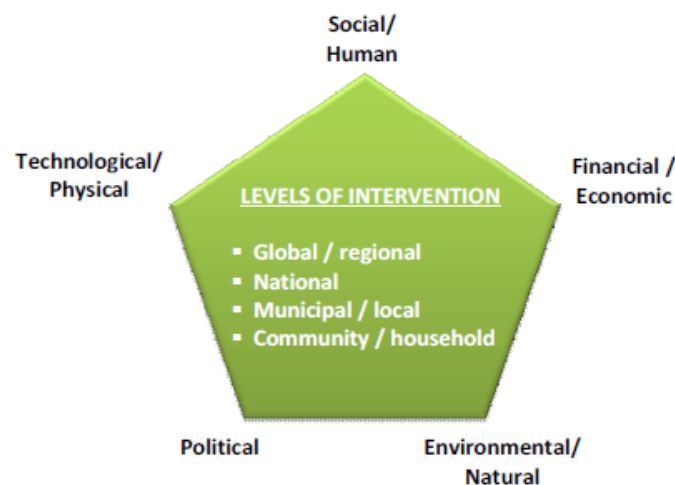


Abbildung 3: Öffentliche und private Ressourcen
(DFID 2011:11)

⁷ Die Gemeinde als Strukturebene an sich impliziert nicht nur institutionelle Rahmenbedingungen, jedoch haben sich bei meiner Forschung auf dieser Ebene ausschließlich institutionelle Aspekte als bedeutsam für die Frauen und ihre Haushalte erwiesen.

In dieser Grafik werden die verschiedenen öffentlichen und privaten Ressourcen veranschaulicht. Soziale/humane Ressourcen können Faktoren wie Bildung oder soziale Netzwerke sein, unter finanzielle/ökonomische Ressourcen fallen Ersparnisse und Einkommen, aber auch z.B. der Besitz eines eigenen Autos für die Evakuierung oder finanzielle Unterstützung seitens des Staates für Reparaturarbeiten. Das steht auch in Zusammenhang mit politischen Ressourcen. Damit ist das politische Rahmenwerk gemeint und die Möglichkeiten der Betroffenen darin zu agieren, z.B. bezüglich der aktiven Mitgestaltung der politischen Maßnahmen im Zusammenhang mit der Katastrophe. Technologische/physikalische und natürliche Ressourcen spielen im Zusammenhang mit meiner Forschung eine untergeordnete Rolle, da sie eher auf anderen Ebenen als der Individual- und Haushaltsebene wichtig sind. Auf Gemeindeebene können z.B. die EDV-basierten Möglichkeiten zur Erfassung der Evakuierten für die gerechte Verteilung der Sachspenden entscheidend sein, wie es bei den großen Überschwemmungen in Durazno der Fall war.

In den verschiedenen Phasen des Verlaufs einer Katastrophe sind verschiedene Ressourcen von Bedeutung, die miteinander in Verbindung stehen und sich gegenseitig beeinflussen. Im Zusammenhang mit meiner Forschungsarbeit sind die Frauen in jeder dieser Phasen Akteurinnen, von denen es abhängt, inwiefern sie durch Zugriff auf öffentliche und private Ressourcen mit der Überschwemmung umgehen. Dieser Prozesscharakter von Katastrophenresilienz wird von den Forschern der ETH Zürich (Brunner/Giroux 2009:9) in vier Phasen gegliedert, die jedes System im Verlauf einer Katastrophe durchläuft.



Abbildung 4: Vier-Phasen Zyklus
(Brunner/Giroux 2009:9)

Mitigation im Sinne einer Verminderung der Anfälligkeit eines Systems bezieht sich dabei vor allem auf die Stärkung von vorhandenen Potentialen und reicht beispielsweise von der Verbesserung der Hausbauweise bis zu öffentlicher Bewusstseinschaffung. Bei *preparedness* geht es um vorausschauendes Vorbereiten und Planen für eine möglichst adäquate Reaktion auf die Katastrophe, beispielsweise durch das Erarbeiten von Notfallplänen, wie es in Durazno der Fall war. Unter *response* fällt alles, was direkt nach Katastropheneintritt unternommen wird, um die Schäden möglichst klein zu halten, z.B. die schnelle Evakuierung der Betroffenen mit ihrem Besitz. Am Ende steht *recovery*, also Wiederaufbau und Wiederherstellung. Im Verlauf dieser vier Phasen und dem bereits erwähnten wechselndem Verhältnis zwischen Widerstand und Anpassung geht es auch um die Erhaltung des Wesenskerns des betroffenen Systems. „[A]ll highly resilient systems possess the capacity to absorb major disturbances and reorganize while undergoing changes that allow them to retain their functionality and identity, or in other words, to maintain the essence of the system or societal unit.“ (Brunner/Giroux 2009:9)

Die Funktionen der Systeme Haushalt und Familie werden kontrovers diskutiert, der kleinste gemeinsame Nenner ist die soziale und die ökonomische Funktion. Zur sozialen Funktion zählen neben Kindererziehung und Sozialisation auch gegenseitige Unterstützung im Rahmen eines sozialen Netzwerks. Die ökonomische Funktion bezieht sich auf materiellen Schutz und Fürsorge der darauf angewiesenen Haushaltsmitglieder und die Aufgabenteilung, insbesondere in schwierigen Situationen. Im Zusammenhang mit meiner Forschung ist es also interessant zu beobachten, unter welchen Umständen die Haushalte meiner Interviewpartnerinnen im Überschwemmungsverlauf diese Kernfunktionen aufrecht erhalten konnten und was ihnen dabei geholfen hat.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass Katastrophenresilienz ein sehr komplexes und dehnbares Konzept ist. Das liegt einerseits an der Unklarheit und fehlenden Übereinstimmung bezüglich einer allgemeinen, weit gefassten Definition, andererseits an der vielschichtigen und interdisziplinären Natur von Katastrophen und dem Umgang der Gesellschaft mit ihnen. Je nachdem, welche Ebene im Fokus steht und aus welcher Perspektive man sich nähert, kann Resilienz unterschiedliche Bedeutungen und Dimensionen haben. Außerdem macht es einen großen Unterschied, um was für eine Störung es sich handelt. Bei Naturkatastrophen kann zwischen den verschiedenen Naturereignissen, also Überschwemmung, Erdbeben, etc., nicht verallgemeinert werden. Resilienz ist also maßstabs-, kontext- und störungsspezifisch (Vgl. Maguire/Hagan 2007:3; Moser 2008:20).

2.1.4 Resilienz und Vulnerabilität

Die Konzepte von Resilienz und Vulnerabilität sind eng miteinander verknüpft. Über ihr genaues Verhältnis zueinander teilen sich in der Literatur die Meinungen. Für die Definition und das Verständnis von Resilienz ist es wichtig, sich über das Verhältnis zwischen den beiden Konzepten klar zu werden. Vulnerabilität ist konzeptuell älter und in der Wissenschaft etablierter als Resilienz und deswegen begrifflich weniger unscharf und bereits besser erforscht, gerade im Zusammenhang mit Indikatoren und Messbarkeit⁸. Dadurch, dass es verschiedene Indikatoren und Indizes zu Vulnerabilität gibt, ist sie im derzeitigen Stand der Forschung quantifizierbarer bzw. quantifizierter als Resilienz. Deswegen bezieht der Resilienz- mehr als der Vulnerabilitätsansatz in der Praxis die Erfahrungswelt der Betroffenen, ihr lokales Wissen und Praktiken ein (Vgl. Bordat 2012:4).

Bei Resilienz und Vulnerabilität geht es um Schutz- und Risikofaktoren im Umgang mit Störungen oder Schocks wie Naturkatastrophen. Während es bei Resilienz um das Arbeiten mit Stärken und Potentialen geht, stehen bei Vulnerabilität Schwächen und Verletzlichkeit im Fokus. Für manche Autoren sind Resilienz und Vulnerabilität Gegensätze, sozusagen zwei Seiten einer Medaille, entweder ein System ist vulnerabel oder resilient. Andere Theoretiker sehen Vulnerabilität als Teil von Resilienz, und wieder andere genau andersherum.

Aus Theorie und Praxis einer eher sozialwissenschaftlichen Perspektive heraus erscheint mir der Ansatz am sinnvollsten, dass beide Konzepte ineinander greifen, sich überlappen und dabei nicht Gegenteile bzw. zwei Pole sind, was bedeuten würde, dass ein System umso resilienter ist je weniger vulnerabel es ist. Vulnerabilität bezieht sich eher auf den prä-katastrophalen Zustand und Resilienz eher auf den post-katastrophalen Zustand (Vgl. Rose 2009:19). Dabei muss es nicht zwangsläufig so sein, dass die vulnerabelsten Bevölkerungsgruppen die am wenigsten resilienten sind. Es ist also sinnvoll, zuerst die Vulnerabilität eines sozialen Systems zu untersuchen und dann die Resilienz. In Bezug auf die Veranschaulichung des Resilienzprozesses (Abbildung 1) hängt die Exposition und die Empfindlichkeit bei Schritt 3 eng mit Vulnerabilität zusammen. Zusammen mit der Anpassungsfähigkeit ergibt sich dann die Bewältigungsfähigkeit, also die Kernkomponente von Resilienz. Andersherum ist auch Resilienz ein Teil von Vulnerabilität. In der Studie des *Bundesamts für Bevölkerungsschutz und Katastrophenhilfe* (Birkmann 2011) beispielsweise wird in die Definition von Vulnerabilität auch das Bewältigungspotential als wesentliches Element einbezogen. Die Konzepte von Vulnerabilität und Resilienz greifen also ineinander und können nicht unabhän-

⁸ Die Messbarkeit, Indikatoren und Indizes von Resilienz sind ein strittiges Thema, worauf ich unter 2.1.4 genauer eingehen werde.

gig voneinander definiert, konzeptioniert und verstanden werden. Nur so können sie mit allen Facetten erfasst werden, ohne in Eindimensionalität zu verfallen (Vgl. u.a. Bahadur et al. 2010:5; Birkmann 2011:13f; Cutter et al. 2008:13f).

Sehr anschaulich definiert Sapirstein (2006:3f) das Verhältnis zwischen Resilienz und Vulnerabilität, indem er sie als die beiden Achsen eines Koordinatensystems sieht. Sie können zwar interagieren und sich gegenseitig beeinflussen, korrelieren aber nicht zwangsläufig und haben kein lineares Verhältnis zueinander. Auch die Einheiten, in denen sie gemessen werden, sind unterschiedlich. Vulnerabilität ist das Ausmaß, zu dem ein – in unserem Fall soziales – System, von einer Katastrophe betroffen ist und wird vor allem in ökonomischen und humanen Kosten gemessen. Resilienz dagegen wird in Zeiteinheiten gemessen, also daran, wie viel Zeit zwischen der direkten Reaktion auf die Katastrophe und dem (neuen) „Normalzustand“ liegt.

Resilienz ist nicht automatisch „gut“ und Vulnerabilität nicht automatisch „schlecht“ für den Umgang eines sozialen Systems mit einer Katastrophe. Eine hohe Katastrophenresilienz eines sozialen Systems kann auch bedeuten, dass ein Zustand beibehalten wird, der aus verschiedenen Gründen für die Betroffenen nicht wünschenswert ist. Ein gewisses Maß an Vulnerabilität hingegen kann ein Potential für Transformation sein und positive Entwicklungen auslösen (Vgl. Moser 2008:23f).

2.1.5 Kritik und Grenzen

Resilienz ist im Zusammenhang mit Katastrophen zweifellos ein Modewort mit Potentialen und Grenzen. Innerhalb des letzten Jahrzehnts ist es immer mehr in den Fokus der Theorie und Praxis von Katastrophenprävention und Entwicklungszusammenarbeit gerückt. Der Diskurs wird immer breiter und vielbeachteter und zieht sich durch Geberagenturen, NGOs, Politikprogramme und Veröffentlichungen. Themenfelder wie DRR, Vulnerabilität und nachhaltige Entwicklung werden jetzt teilweise unter dem Schlagwort Resilienz weiter diskutiert, ohne dass es dabei zu einer inhaltlichen Erweiterung kommt.

Insbesondere bezüglich Vulnerabilität ist diese Entwicklung nicht bedenkenlos. Denn durch die allmähliche Ersetzung bzw. Verdrängung des Vulnerabilitätskonzepts durch Resilienz entsteht die Gefahr, dass die Verbindung und Überschneidung zwischen beiden aus dem Blick gerät. Die Wahrscheinlichkeit wird größer, dass die Vulnerabilität einer Bevölkerungsgruppe akzeptiert wird und stattdessen das Augenmerk darauf gelegt wird, wie sie deren Folgen im Fall einer Katastrophe möglichst gut bewältigen kann. Dadurch entsteht eine Tendenz weg von Handlungsorientierung und der Frage, welche Bevölkerungsteile aus welchen Gründen beschränkte Möglichkeiten und Chancen

als andere haben und wie man das ändern könnte (Vgl. IRIN 2012; Levine et al. 2012:1f).

Das ist vor allem der Fall, wenn Resilienz und Vulnerabilität als zwei Gegensätze oder als zwei Enden auf einem Spektrum begriffen werden. Die Gefahr der Verdrängung des Vulnerabilitätsansatzes durch Resilienz wird umso kleiner, je mehr der Verbindung zwischen beiden Folge getragen wird und je mehrdimensionaler das Resilienzkonzept begriffen wird. Unabhängig von der Mode- welle um das Resilienzkonzept gibt es vor allem drei problematische Aspekte: Konzeptionelle Unklarheit, schwierige Messbarkeit und die fehlende politische Komponente.

Die unklare und uneinheitliche Definition und Konzeption von Resilienz und deren Ursachen wurde unter Punkt 2.1.2 bereits eingehend erläutert. Durch die Interdisziplinarität und Komplexität des Resilienzkonzepts sind die meisten Definitionen und *frameworks* sehr allgemein gehalten, um zu gewährleisten, dass sie von verschiedenen Disziplinen genutzt werden können. Durch diese Simplifizierung werden diese Definitionen und *frameworks* aber zu unkonkret und deswegen „zahnlos“, kritische Fragen können nicht bearbeitet oder beantwortet werden. Insofern hat der Resilienzdiskurs bisher nicht viel dazu beigetragen, die Frage zu lösen, welche konkreten Maßnahmen notwendig sind, um die betroffene Bevölkerung zu unterstützen. Die Annäherung an das Thema müsste bedürfnisorientierter sein, um einen effektiven Beitrag zur Verbesserung des Umgangs mit Katastrophen zu leisten (Vgl. Levine et al. 2012:2f).

Eine sehr wichtige Differenzierung wäre die zwischen ökologischen bzw. technischen und sozialen Systemen. Beide sind zwar eng miteinander verbunden, weisen aber, wie weiter oben schon erwähnt, einige wesentliche Unterschiede auf, die in Theorie und Praxis nicht explizit genug gehandhabt werden. Das könnte auch daran liegen, dass es eher wenig praxisorientierte bzw. empirische Forschung über Katastrophenresilienz gibt, sondern überwiegend theoretisch-konzeptionelle. Die Komplexität, die konzeptionellen Unklarheiten und die problematischen Abgrenzung von themenverwandten Konzepten führt dazu, dass die methodische Umsetzbarkeit und die Messung von Resilienz schwierig ist. Viele Theoretiker verschiedener Disziplinen beschäftigen sich mit Messungsverfahren, Resilienzindikatoren und -indizes, bisher jedoch ohne überzeugendes Ergebnis (Vgl. Bahadur et al. 2010:19).

„[Der in den letzten Jahren entstandene Resilienzdiskurs] umfasst einen normativen Konsens, dass Gesellschaften resilient gestaltet werden sollten. Wie dies aber erreicht werden kann, wurde noch nicht systematisch durchleuchtet. Die Unklarheit des Begriffs mindert zwar nicht notwendigerweise den Nutzen des Konzepts. Doch offensichtlich ist die Umsetzbarkeit des Konzepts heute durch seine Mehrdeutigkeit methodologisch eingeschränkt. Eine gewichtige Herausforderung liegt deshalb darin, den Begriff akkurat

zu beschreiben und zu quantifizieren und so eine systematische Basis für eine tatsächliche Anwendung zu schaffen.“ (Prior/Hagmann 2012:102f)

Eine methodische Konkretisierung, die Quantifizierung und die Messung von Katastrophenresilienz sind für die erfolgreiche Umsetzung dieses Konzepts wichtig. Denn die adäquate Messung von Resilienz würde die Vergleichbarkeit fördern und dabei helfen, sie in einem bestimmten Zusammenhang definitorisch zu konkretisieren. Außerdem könnte eine passende Maßeinheit die Sensibilisierung bei Betroffenen für die Notwendigkeit von Resilienz vorantreiben. Durch die Erleichterung bei der Zuteilung von Ressourcen an die richtigen Stellen würde die Stärkung von Resilienz weiter gefördert werden. Letztendlich würde die Messung auch die Wirksamkeit von Maßnahmen abschätzbar machen. Andererseits ist die Quantifizierung per se schwer vereinbar mit dem Resilienzkonzept, weil es den beiden Komponenten Anpassung und Flexibilität widerspricht. Es besteht die Gefahr einer Dekontextualisierung, indem aus dem Blick gerät, wie spezifisch und individuell Katastrophenresilienz für die Betroffenen ist, gerade auf der Individual- und Haushaltsebene, wo implizite und teilweise schwer sichtbare Faktoren einen großen Einfluss haben (Vgl. u.a. Brunner/Giroux 2009:8; Levine et al. 2012:2f; Prior/Hagmann 2012:105ff).

Jede Quantifizierung bedeutet auch Simplifizierung, Verallgemeinerung und Verkürzung, gerade im Zusammenhang mit sozialen Systemen und Individuen. Bis zu einem gewissen Punkt kann und muss dieses Risiko jedoch eingegangen werden, um ein Konzept anwendbar zu machen. Dazu eignen sich manche Konzepte jedoch mehr als andere. Katastrophenresilienz scheint momentan als Konzept noch zu unklar und unkonkret zu sein für eine adäquate Quantifizierung in Form von einem Resilienzindex. Trotzdem gibt es erste Ansätze in diese Richtung, wie der *Climate Disaster Resilience Index* zeigt, der in Zusammenarbeit verschiedener Akteure wie der UNISDR entstanden, jedoch noch nicht ausgereift ist (Vgl. Shaw 2009). Die Messbarkeit von Vulnerabilität ist weniger umstritten und besser erforscht als die von Resilienz, wie z.B. in Form des *World Risk Index* oder *Disaster Risk Index*, weist aber trotzdem noch Lücken auf, vor allem auf lokaler Ebene (Vgl. Cutter et al. 2008:20).

Ein anders gelagerter, jedoch ganz wesentlicher Aspekt, gerade im Zusammenhang mit Entwicklungszusammenarbeit, ist die fehlende Thematisierung der politischen Komponente, die die Umsetzung des Resilienzkonzepts im Zusammenhang mit Katastrophen hat. Dem Resilienzdiskurs unterliegt die implizite Normativität, dass jedes System möglichst resilient sein sollte, weil Resilienz gut ist, und der Anspruch, ein apolitisches und wertfreies Konzept zu sein. Es gibt jedoch immer Verlierer und Gewinner und Resilienz ist nicht zwangsläufig unter allen Umständen gut für alle. Hinter

der Neutralität des Konzepts stehen oft implizite normative Urteile über die Frage, welche Systeme in welche Richtung verändert werden sollten. Wer über diese Frage mit welcher Legitimierung entscheidet, darf nicht in den Hintergrund rücken sondern muss explizit und offen diskutiert werden. Das wäre ein erster Schritt, um vorhandene Machtstrukturen und ihren Einfluss offen zu legen anstatt sie zu ignorieren. Von diesen Machtstrukturen hängt die Vulnerabilität und Resilienz von Menschen im Umgang mit Katastrophen ab, denn sie beeinflussen unmittelbar, zu welchen Ressourcen sie Zugang haben und zu welchen nicht (Vgl. IRIN 2012; Levine et al. 2012:2; Moser 2008:19ff; Prior/Hagmann 2012:102f).

Katastrophenresilienz stößt in ihrer Umsetzung an allen Ecken und Enden an politische Faktoren, da sie „[...] nicht nur methodologische Überlegungen notwendig macht, sondern auch staatspolitische Ordnungsvorstellungen beinhaltet, da implizite Annahmen über die Aufgaben und Verantwortungen des Staates, der Wirtschaft sowie der Zivilgesellschaft und der Staatsbürger im Begriff enthalten sind.“ (Prior/Hagmann 2012:103) Die politische Dimension von Resilienz wird zwar immer wichtiger, muss aber für die Entwicklung einer Resilienzpolitik mehr einbezogen werden. Diese impliziert weitreichende Veränderungen was Gesellschaft, Politik sowie nationale und internationale Arbeitsteilung betrifft, wodurch automatisch politische Spannungsfelder zutage befördert werden (Vgl. IRIN 2012; Prior/Hagmann 2012:123f).

Mit Fragen der Machtstrukturen gehen auch Fragen der Handlungsfähigkeit und Selbstbestimmung der betroffenen Personen einher, eine in der Resilienzdebatte vernachlässigte Perspektive, die jedoch von entscheidender Bedeutung ist. Die Ausblendung von Machtstrukturen und Selbstbestimmung wird auch daran ersichtlich, dass diese beiden Begriffe in keiner der geläufigen Definitionen vorkommen. Dagegen ist das Vulnerabilitätskonzept viel enger mit Aspekten von Machtstrukturen verbunden und ist im allgemeinen akteurszentrierter, ein weiterer Grund, der gegen dessen Verdrängung durch das Resilienzkonzept spricht (Vgl. Bené et al. 2012:12ff).

2.2 Katastrophenresilienz in der Praxis

2.2.1 Die UNO, DRR und EZA

DRR hat in den letzten Jahrzehnten konstant an Bedeutung in der internationalen Kooperation und Entwicklungszusammenarbeit gewonnen. Die Reorientierung weg von Katastrophenhilfe hin zu Katastrophenprävention wurde von verschiedenen Faktoren vorangetrieben. Die *International*

Decade for Natural Disaster Reduction (IDNDR) von 1989 bis 1999 hat einen wichtigen Beitrag zu diesem Paradigmenwechsel geleistet, der von Kofi Annans Aufruf zum Umdenken weg von der *culture of reaction* hin zur *culture of prevention* unterstützt wurde. Dieser Trend wurde und wird nicht nur von der UNO, sondern auch von internationalen Entwicklungsbanken, der breiten Masse von Entwicklungsorganisationen sowie NGOs getragen (Vgl. GTZ 2001:22ff).

Die Notwendigkeit der Verknüpfung von langfristigen und kurzfristigen Maßnahmen im Zusammenhang mit Katastrophen zeigt sich auch durch das Konzept von *Linking Relief Rehabilitation and Development* (LRRD). Dieser Ansatz hat sich entwickelt, um die wachsende Lücke zwischen kurzfristiger Katastrophenhilfe und langfristigen Entwicklungsmaßnahmen im Zusammenhang mit Katastrophen zu schließen. Während LRRD konzeptuell schon seit etwa zwei Jahrzehnten vorangetrieben wird, ist die Implementierung in der Praxis bisher unvollständig geblieben. Die Ursachen dafür liegen allem voran im unterschiedlichen Wesen von Humanitärer Hilfe und EZA was Ziele, Instrumente, Mittel und den zeitlichen Rahmen betrifft. Die Perspektive von Resilienz und Vulnerabilität bietet die Möglichkeit, LRRD als integrativen Ansatz, der Humanitäre Hilfe und EZA miteinander verbindet, effektiv in die Praxis umzusetzen. Der Ausgangspunkt hierfür ist die empirische Analyse von Vulnerabilität, die auf die Stärkung der Resilienz der Betroffenen abzielt, um den Gegebenheiten und Voraussetzungen jedes Einzelfalls gerecht werden zu können (Vgl. EU 2012; Macrae 2012:8f).

Auch im Diskurs über DRR ist im letzten Jahrzehnt das Resilienzkonzept immer mehr in den Fokus gerückt. Während davor vor allem von Vulnerabilität die Rede war, geht es jetzt auch um Stärken, Widerstandskraft und Anpassung. Auf einer nicht immer eindeutigen theoretischen Grundlage wird *resilience building* mittlerweile von fast allen großen Katastrophen- und Entwicklungsorganisationen betrieben. Manchmal bleibt es dabei eher auf dem Papier, einzelne Organisationen sind in diesem Feld jedoch sehr aktiv. Für die Operationalisierung des Resilienzkonzepts innerhalb der DRR und EZA stellen die Leitlinien der UNO, insbesondere der UNISDR, eine Orientierung für die anderen Akteure dar, deswegen werde ich mich im Folgenden vor allem auf diese beziehen.

Um auf den Eintritt einer Katastrophe vorbereitet zu sein ist es wichtig, DRR auf allen strukturellen Ebenen zu integrieren. Nach einer Katastrophe ist eine gemeinsame Sichtweise auf den Prozess von Erholung und Wiederaufbau wichtig, die alle Akteure der verschiedenen Ebenen miteinander verbindet.

Gemeindeebene

Das ist die betroffene Bevölkerung, gemeindebasierte Organisationen und Mikrounternehmen. Hier ist *empowerment* und Partizipation bei der post-katastrophalen Erholung wichtig, genauso wie der Austausch von Wissen und Erfahrung zwischen den verschiedenen Gemeinden.

Lokale Ebene

Diese besteht aus der lokalen Regierung, verschiedenen öffentlichen Institutionen und Organisationen sowie dem Privatsektor. Lokale *governance* Systeme sollten gestärkt und lokale Experten und Medien einbezogen werden.

Nationale Ebene

Hiermit ist die nationale Regierung gemeint sowie die verschiedenen Institutionen, Organisationen und der Privatsektor. Die Integration von DRR in den nationalen Entwicklungsplan und die systematische Förderung von Prävention und sinnvollen Gesetzen sind zentral. Hier werden auch strukturelle Möglichkeiten der Einbeziehung der Gemeindeebene und der lokalen Ebene geschaffen.

Regionale bzw. internationale Ebene

Internationale und regionale Kooperation durch Organisationen kann vor allem durch die Förderung der Kapazitäten von resilienter Erholung bzw. Wiederaufbau wichtig sein, aber auch für den Austausch von Wissen und Erfahrung (Vgl. UNDP 2012:9ff).

Zwei konkrete Praxisbeispiele für die Bedeutung von Resilienzstärkung auf den verschiedenen Ebenen sind die Aktivitäten der UNDP in Ecuador und Mosambik. In der von Vulkanaktivitäten betroffenen Region Cevallos in Ecuador hat die UNDP den Transformationsprozess der Gemeinden unterstützt, ihre Lebenspraxis unter der Anleitung der lokalen Regierung den Umständen der Vulkangegend anzupassen. Diese Unterstützung bestand vor allem in der Weiterbildung und Organisierung der Kleinbauern, um ihre Existenzgrundlagen zu diversifizieren und die Abhängigkeit von der Obstproduktion zu senken, die durch die Vulkanasche gefährdet war. In Mosambik, das regelmäßig von verschiedenen Naturkatastrophen betroffen ist, stärkt die UNDP vor allem Institutionen. Die Regierung wird bei der Entwicklung von Strategien zu Katastrophenmanagement, Risikokartierung und Frühwarnsystemen unterstützt. 2010 wurde von der Regierung mithilfe der UNDP ein Notfallzentrum im Distrikt Caia in der Hochrisikoregion gegründet, dessen Zweck das Training der Bevölkerung im Umgang mit Naturkatastrophen ist (Vgl. ebd.:4ff).

Die Integration des Resilienzkonzepts in Theorie und Praxis der Katastrophenprävention war und ist ein Prozess, dessen Entwicklung sich in den großen Rahmenkonferenzen und deren Ergebnissen widerspiegelt. Im Zusammenhang mit der IDNDR fand 1994 in Yokohama, Japan, die *World Conference on Natural Disaster Reduction* statt, deren Ergebnis die *Yokohama Strategy and Plan of Action for a safer World* gewesen ist. Hier spielte Resilienz noch keine Rolle, es ging vor allem um die Umorientierung weg von der Reaktion hin zur Prävention. „Disaster prevention, mitigation and preparedness are better than disaster response in achieving the goals and objectives of the Decade. Disaster response alone is not sufficient, as it yields only temporary results at a very high cost. We have followed this limited approach for too long.“ (UNO 1994:2)

2005 fand in Hyogo, Japan, die nächste wichtige Weltkonferenz statt, die *World Conference on Disaster Reduction*. Das Ergebnis dieser Konferenz war das *Hyogo Framework for Action 2005-2015: Building the Resilience of Nations and Communities to Disasters* (HFA), das erste globale Rahmenwerk für DRR, dessen Ausgangspunkt die Evaluierung der Implementierung der *Yokohama Strategy* war. Beim HFA wurden vor allem die Bedeutung folgender Bereiche betont: Die Notwendigkeit eines pro-aktiven Ansatzes bezüglich der lokalen Bevölkerung hinsichtlich ihrer Information, Motivation und Partizipation, die bisher ungenügende Kanalisierung finanzieller Ressourcen von den Entwicklungsbudgets zur Katastrophenprävention und die derzeit noch mangelhafte Effizienz bei der Verwendung der vorhandenen Ressourcen.

Im Rahmen dieser grundlegenden Bereiche gibt es spezifische Handlungsfelder, um das erklärte Ziel, „[t]he substantial reduction of disaster losses, in lives and in the social, economic and environmental assets of communities and countries“ (UNISDR 2005:6), zu erreichen.

1. Die Implementierung von DRR auf einer starken institutionellen Basis als lokale und nationale Priorität.
2. Katastrophenrisiken identifizieren, bewerten und beobachten sowie die Verbesserung von Frühwarnsystemen.
3. Durch Wissen, Bildung und Innovation auf allen Ebenen eine Kultur der Sicherheit und Resilienz fördern.
4. Die Verringerung der zugrunde liegenden Risikofaktoren.
5. Die Förderung der Vorbereitung auf Katastrophen auf allen Ebenen für eine effektive Reaktion (Vgl. UNISDR 2005:5ff).

Ausgehend von diesen fünf zentralen Handlungsfeldern des HFA zeigt sich die Fokussierung auf strukturelle Ansätze zur Förderung von Resilienz, die sich vor allem auf der nationalen und interna-

tionalen Ebene abspielen. Hier geht es primär um Aspekte wie die Verbesserung von Frühwarnsystemen, die Implementierung von politischen Richtlinien und die Verfügbarkeit von finanziellen Ressourcen.

Das wachsende Bewusstsein über die Bedeutung der untersten Ebenen, also der Gemeinden und Haushalte, spiegelt sich in der Diskussion um die zweite Version des HFA wider, der momentan im Entstehen ist. In diesem Zusammenhang kam es im Mai 2013 zur *Fourth Session of the Global Platform for Disaster Risk Reduction*, bei der zukünftige Inhalte des HFA2 diskutiert wurden. Hier bekam die Bedeutung der lokalen Ebene viel Aufmerksamkeit, was im Hinblick auf meine Forschung besonders interessant ist. „Disasters affect people and people live in communities, whether in urban settings or in more isolated surroundings. Community resilience is thus fundamental, and HFA2 needs to be more people-centred by giving this top priority. Disaster risk reduction must be located where people are hurting.“ (UNISDR 2013^a:3f) Die Integration der lokalen Ebene soll vor allem durch Partizipation der Bevölkerung, Einbeziehung von lokalem Wissen, Stärkung von lokalen Regierungen und der Berücksichtigung von kulturellen Unterschieden ermöglicht werden. Dabei sollen Frauen und Bevölkerungsteile mit besonders hoher Vulnerabilität im Fokus stehen, wie Arme, Alte und Minderheiten (Vgl. ebd.:4ff).

Dass sich ein Rahmenwerk, das insbesondere *resilience building* bei der Bevölkerung zum Ziel hat, auf hohe Vulnerabilität konzentriert, legt die Notwendigkeit nahe, einen genaueren Blick auf das zugrunde liegende Verständnis des Verhältnisses von Resilienz und Vulnerabilität zu werfen. Das ist nicht beim HFA2 der Fall, sondern auch in der breiten Masse der Veröffentlichungen der UNO über die Operationalisierung des Resilienzkonzeptes in der DRR und EZA. Das Verhältnis zwischen Resilienz und Vulnerabilität in der Theorie wurde unter 2.1.4 bereits ausführlich erläutert. In der Praxis ist dieses ebenso wenig einheitlich definiert wie in der Theorie, die Wahrnehmung von Resilienz und Vulnerabilität als zwei verschiedene Pole zieht sich durch die verschiedenen Veröffentlichungen, ohne dabei explizit diskutiert zu werden. Ausgehend von einem linearen Verhältnis zwischen Vulnerabilität und Resilienz wird angenommen, dass die Reduzierung der Vulnerabilität der betroffenen Bevölkerung automatisch zu einer Erhöhung ihrer Resilienz führt (Vgl. u.a. UNDP 2012; UNISDR 2005; UNISDR 2009^b; UNISDR 2013^a). Dass dies in der Praxis nicht zwangsläufig der Fall ist wurde an anderer Stelle bereits erläutert und wird auch unter Punkt 5 der vorliegenden Arbeit deutlich. Die Zuordnung von Armen zu den besonders vulnerablen Bevölkerungsteilen führt uns zu noch einer komplexen Thematik, die genauer diskutiert werden muss und die mich während meiner ganzen Studie beschäftigt hat.

2.2.2 Resilienz und Armutsreduzierung

Dass arme Bevölkerungsteile automatisch als besonders vulnerabel und wenig resilient im Umgang mit Katastrophen gelten, zieht sich durch den kompletten Diskurs. Dass es auf lokaler wie auch auf globaler Ebene einen direkten Zusammenhang zwischen Armut und Katastrophenrisiko gibt, wird von einem breiten Forschungskorpus untermauert, auf den sich auch der *Global Assessment Report on Disaster Risk Reduction* der UNISDR (2009^b:7) bezieht. Nur 11% der weltweit von Naturkatastrophen Betroffenen leben in Ländern mit niedrigen *Human Development*, während in ihnen 53% der Todesopfer gefordert werden. Es können verschiedene Risikofaktoren identifiziert werden, die das Katastrophenrisiko grundsätzlich vergrößern.

„A range of underlying risk drivers, such as poor urban governance, vulnerable rural livelihoods and declining ecosystems, contribute to the translation of poverty and every day risk into disaster risk, in a context of broader economic and political processes. [...] The low resilience of the poor is further undermined by risk drivers, including weak or absent social protection measures and the low penetration of catastrophe insurance in most developing countries, which contribute to the translation of disaster impacts into poverty outcomes.“ (UNISDR 2009^b:9)

Der Zusammenhang zwischen Armut und Katastrophenrisiko heißt jedoch nicht, dass arme Bevölkerungsteile automatisch besonders vulnerabel oder wenig resilient im Umgang mit Naturkatastrophen sind. Hier muss zwischen den verschiedenen Elementen und ihrer Bedeutung differenziert werden, die bei DRR zusammenspielen. Es ist schwierig, pauschale Kausalitäten zwischen Armut, Vulnerabilität und Resilienz auszumachen, dafür ist die Verbindung zwischen diesen drei Komponenten zu komplex. Dass gerade der Zusammenhang zwischen Armut und Resilienz bei weitem nicht so klar ist, wie es unter anderem in den Veröffentlichungen des UNISDR den Eindruck macht, zeigt neben meiner Fallstudie auch die Literatur von anderen Forschern.

„[A] closer look reveals also that there is no relation between poverty alleviation and resilience building. Resilience is poor-neutral; in other words, it is not a pro-poor concept; nothing in it makes it specifically linked to the poor (except perhaps that the poor are often presented/assumed to be more vulnerable, or less resilient, than others). [...] Indeed, in contrary to what people seem to believe, households can be very poor and very resilient. In fact many empirical social and anthropological studies suggest that to be poor and to survive you almost certainly have to be resilient [...].“ (Bené et al. 2012:48)

Armutsreduzierung grundsätzlich ist sicherlich ein zentraler Punkt im Zusammenhang mit DRR und Katastrophenresilienz in Entwicklungsländern. Im Hinblick auf Länderbeispiele für *best practice*, Literatur und meine eigene Studie zeigt sich jedoch, dass Armutsreduzierung per se nicht automatisch zu Resilienzstärkung führt. Es ist wichtig zu differenzieren anstatt zu pauschalisieren und sich jeden Einzelfall genau anzusehen. Je nach Ebene, Grad der Armut und der Art der Naturkatastrophe unterscheiden sich die Grundvoraussetzungen und die ineinander greifenden Prozesse. Auf nationalstaatlicher Ebene steht Armutsreduzierung in einem grundlegend anderen Zusammenhang als auf der Haushaltsebene und für Betroffene in absoluter Armut in einem fragilen Staat hat sie eine völlig andere Bedeutung als für die Mittelklasse in einem Schwellenland. Die Armutsreduzierung der Bevölkerung kann im Zusammenhang mit baulichen Verbesserungen für einen Erdbeben durchaus sinnvoll sein, bei einer Überschwemmung, gegen die sich ein einzelner Haushalt schlecht schützen kann, ist der positive Effekt fragwürdig.

Grundsätzlich kann festgehalten werden, dass Armutsreduzierung der Bevölkerung im Sinn von einer höheren Verfügbarkeit von finanziellen und materiellen Ressourcen nur unter bestimmten Umständen sinnvoll ist, wenn es um die Stärkung von Katastrophenresilienz geht. Hier ist vor allem die Exposition der Dreh- und Angelpunkt. „Poverty, especially the extreme kind, is one of the important underlying factors to be dealt with in reducing disaster risk. Very poor communities and their populations tend to live in the most dangerous and least desirable parts of the planet and do not have the wherewithal to build themselves protection from natural hazards.“ (UNISDR 2013^a:6)

Wissenstransfer auf allen Ebenen sowie die Stärkung von öffentlichen und privaten Institutionen und Organisationen sind nachhaltigere Instrumente, um das Katastrophenrisiko der betroffenen Bevölkerung zu senken. Viele Haushalte nehmen bewusst ein höheres Katastrophenrisiko in Kauf, um andere Risiken zu senken, die je nach Kontext unterschiedlicher Art sein können. Solange sich an dieser Prioritätensetzung nichts ändert bzw. ändern kann, hat Armutsreduzierung auf der Haushaltsebene keinen zwangsläufig positiven Effekt. Für die Betroffenen müssen die strukturellen, politischen, sozialen und ökonomischen Rahmenbedingungen geschaffen werden, innerhalb derer sie mit ihrer Lebenspraxis möglichst effektiv und nachhaltig auf das Katastrophenrisiko reagieren können. Dafür wiederum sind auf lokaler, regionaler und nationaler Ebene finanzielle und materielle Mittel notwendig.

Die Bedeutung des Zusammenhangs zwischen Katastrophenrisiko und Armut, aber auch die dringende Notwendigkeit, diese zu überdenken, wird auch durch die Aussage von Margareta Wahlström, Leiterin des UNISDR, nach dem verheerenden Taifun im November 2013 unterstützt. „There is an urgent need to revisit the links between disasters and poverty.“ (UNISDR 2013^b:1) Grundlage

dafür muss die Diskussion, Untersuchung und Differenzierung der Verhältnisse zwischen den Elementen Armutsreduzierung, Resilienz und Vulnerabilität im jeweiligen Kontext⁹ sein.

2.3 „Disaster don't discriminate, but people do“¹⁰ - Die Genderperspektive in Theorie und Praxis

Dass ich meinen Forschungsfokus auf Frauen gesetzt habe, hat mehrere Gründe. Zum Einen ist es für mich eine notwendige Eingrenzung meines Forschungsfeldes, zum Anderen gilt mein Interesse insbesondere der Einheit Haushalt. Da in Uruguay, wie in fast allen Teilen der Welt, primär die Frauen für die Angelegenheiten innerhalb von Haushalt und Familie zuständig sind, erschien es mir sinnvoll, meine Studie auf ihrer Perspektive zu basieren. Doch auch abgesehen von diesen forschungsspezifischen Aspekten wird von einem breiten Diskurs die Meinung vertreten, dass besonders in DRR und *resilience building* nur ein gendersensibler¹¹ Ansatz erfolgsversprechend sein kann. Das hat verschiedene Ursachen und impliziert weitreichende Transformationsprozesse in Theorie und Praxis.

Tendenziell sind Frauen bei Katastrophen von höheren Verlusten betroffen als Männer. 80% der Todesfälle im Zusammenhang mit dem Tsunami im Indischen Ozean 2004 waren Frauen und bei dem Zyklon 1991 in Bangladesh war die Todesrate bei Frauen fast viermal höher als bei den Männern (Vgl. DFID 2011:8). Die Differenzierung zwischen den beiden Geschlechtern und ihren jeweiligen Rollen gibt es in fast allen Gesellschaften der Welt (Morrow 2008:8f). Diese jeweiligen Rollenbilder unterscheiden sich je nach Region, Land, Gesellschaft, Klasse, etc. Jede Geschlechterrolle beinhaltet spezifisches Wissen, Fähigkeiten und Verantwortungsbereiche und jeder einzelne Aspekt leistet einen Beitrag für die Gesellschaft, Gemeinden, Familien und Haushalte. Frauen sind dabei primär für den Haushalt und das Wohlergehen der Haushaltsmitglieder, insbesondere der Kinder, verantwortlich, was die Bereiche Nahrungs- und Wasserbeschaffung einschließt. Ihre Rolle baut in dieser Hinsicht zum Teil auf der des Mannes, monetäres Einkommen außerhalb des Haushaltes zu verdienen, auf. Bei dem (vorübergehenden) Verlust ihres Zuhauses wird Frauen die Erfüllung ihrer Aufgaben also doppelt erschwert, denn ihnen fehlt in zweifacher Hinsicht die Basis dafür, wenn

9 Der Kontext bezieht sich u.a. auf den Unterschied zwischen den Strukturen auf dem Land und in der Stadt, das Funktionieren der vorhandenen Institutionen, die sozialen und ökonomischen Rahmenbedingungen der betroffenen Bevölkerung, die Art der Katastrophe etc.

10 UNISDR 2009^b:iv

11 *Gender* wird gemeinhin auch als soziales Geschlecht bezeichnet. Die Definition der WHO lautet folgend: „Gender refers to the socially constructed roles, behaviour, activities and attributes that a particular society considers appropriate for men and women.“ (WHO 2013)

ihnen nach einer Katastrophe neben ihrem Haus auch das Einkommen des Mannes fehlt. Wenn Frauen zum Haushaltseinkommen beitragen oder es sogar alleine bestreiten müssen, tun sie das häufiger als Männer durch Mikrounternehmen, die dem Haushalt angegliedert sind. Bei einer Naturkatastrophe ist damit nicht nur ihr Haushalt betroffen, sondern auch ihre ökonomische Lebensgrundlage, was für die Frauen eine große Problematik darstellt, wie ich auch bei meiner Feldforschung erfahren habe (Vgl. Ramírez 2009:5). Auch unter der weithin dokumentierten Zunahme häuslicher Gewalt nach Katastrophen leiden primär Frauen. Durch die chaotische Ausnahmesituation, die Katastrophen oft folgt, fehlt ihnen häufig eine Stelle, an die sie sich hilfesuchend wenden könnten. Die unterschiedlichen Rollen determinieren also die Art, wie sich Männer und Frauen auf eine Katastrophe vorbereiten, auf sie reagieren und sich von ihr erholen können. Dabei haben sie unterschiedliche Voraussetzungen, Möglichkeiten und Bedürfnisse, die auf eine angemessene Weise berücksichtigt werden müssen, wenn es um Interventionen im Zusammenhang mit DRR und Resilienz geht. Da sowohl der traditionelle Aufgabenbereich von Frauen wie auch von Männern wichtig für das Wohlergehen der Gesellschaft ist, behindert ein nicht gendersensibler Ansatz die Erholung von Familie, Haushalt und Gemeinde, indem die weibliche Hälfte der Bevölkerung überwiegend benachteiligt wird und ihre gemeinschaftlichen Funktionen nicht mehr voll ausüben kann. Je nach Geschlechterrolle haben Männer und Frauen auch einen unterschiedlichen Erfahrungs- und Wissensschatz, von denen im Zusammenhang mit Katastrophen der eine nicht unwichtiger ist als der andere. Wenn Fähigkeiten und Wissen von Frauen außen vor gelassen werden, können Wiederaufbau- und Erholungsarbeiten also niemals ihre volle Wirksamkeit entfalten, weil die Rolle der Frauen dabei nicht ausreichend gestärkt wird.

Doch auch über den direkten Katastrophenkontext hinaus kann die Berücksichtigung von genderbasierten Unterschieden einen langfristigen Nutzen haben, indem eine Transformation der Geschlechterrollen begünstigt wird, die die Resilienz der betroffenen Bevölkerung stärkt. Dabei geht es nicht nur um die weibliche Rolle, sondern auch um die männliche. Denn auch Männer können unter traditionellen Rollenzuschreibungen leiden, insbesondere im Zusammenhang mit Katastrophen. Gerade das Suchen und Annehmen von Hilfe und Unterstützung widerspricht in vielen Gesellschaften dem traditionellen Bild des starken, schutzgebenden Mannes. Das zeigt das ungewöhnliche Beispiel von Hurrikan Mitch, der 1998 in Zentralamerika mindestens 19.000 Todesopfer forderte, wovon die Mehrheit Männer waren. Ein Erklärungsversuch hierfür ist, dass die traditionelle Auffassung von Männlichkeit zu gefährlichen Handlungen und Einsätzen vieler Männer während des Hurrikans führte. In den letzten Jahren gab es bereits ein Umdenken weg vom Frauen-Fokus hin zum Gender-Fokus, dieser Prozess muss jedoch noch weitergeführt werden (Vgl. IRP 2010:9ff; UNDP 2012:6f;

UNFCCC 2004:1f; UNISDR 2009^c :2).

Resilienz und Vulnerabilität hängen eng mit Art und Verfügbarkeit von Ressourcen zusammen. Welche Bevölkerungsteile unter welchen Bedingungen Zugriff zu bestimmten Ressourcen haben, lässt sich nicht pauschalisieren. Tendenziell sind Frauen dabei jedoch benachteiligt, da sie in den meisten Regionen auch in Nicht-Krisenzeiten in sehr unterschiedlichem Ausmaß strukturell marginalisiert sind, gerade was den Zugang zu Ressourcen betrifft. Deswegen versuchen manche NGOs wie beispielsweise Oxfam gezielt, Frauen nicht nur im Zusammenhang mit Katastrophen, sondern grundsätzlich strukturell zu stärken (Vgl. Maguire/Hagan 2007:2f).

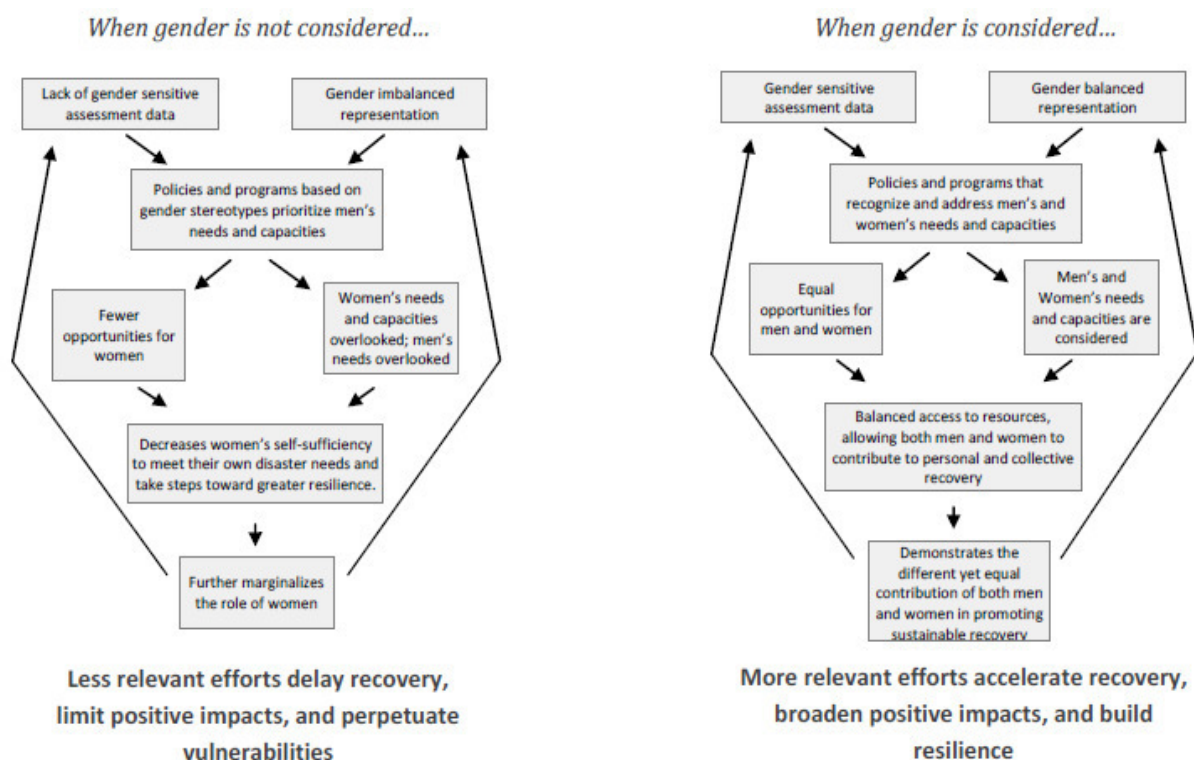


Abbildung 5: Die Bedeutung der Genderperspektive (IRP 2010:4)

Allein die Geschlechterzugehörigkeit macht jedoch nicht den großen Unterschied, sondern erst in Kombination mit anderen Faktoren wie Klasse, Armut, ethnischer Zugehörigkeit oder Familienstatus werden Betroffenheit und Umgang mit einer Katastrophe beeinflusst. „When disasters strike, they often exacerbate existing socio-economic inequity.“ (UNDP 2012:6) Auch wenn Frauen nicht zwangsläufig mehr oder weniger vulnerabel oder resilient sind als Männer, sondern primär einfach auf eine andere Art, ist es doch bisher unbestreitbare Praxis, dass die Perspektive von Frauen insbesondere bei Katastrophen wesentlich weniger Aufmerksamkeit bekommt. Die adäquate Einbezie-

hung der verschiedenen Rollen, Fähigkeiten und Bedürfnisse von Männern und Frauen in der Praxis sind eher Ausnahme statt Regel, auch wenn sich fast alle Länder zu der Bedeutung eines gendersensiblen Ansatzes bekennen.

„Unfortunately, current experience and research point to the fact that the majority of recovery efforts to date still reflect traditional gender stereotypes that largely prioritize the needs and contributions of men. Male biased perspectives dominate policies and intervention processes, often excluding women from equitable compensation and assistance and subsequently placing them at even greater risk of future harm of hazards and disasters.“ (IRP 2010:10)

Es ist also notwendig, eine gendersensible Perspektive in der Theorie auszubauen und in der Praxis zu etablieren, um die Unterschiedlichkeit der Bedürfnisse und Fähigkeiten der beiden sozialen Geschlechter strukturell mehr in DRR und resilienzstärkende Maßnahmen zu integrieren. Hierfür gibt es bereits verschiedene Strategien und Richtlinien. Diese umfassen Faktoren auf unterschiedlichen Ebenen und Bereichen. Mithilfe von gendersensibler Datenerhebung und -analyse sollen besonders die Bereiche Risikoeinschätzung, Frühwarnsysteme und Indikatoren verändert werden. Doch auch darüber hinaus gibt es Handlungsbedarf.

„In summary, attention to the specific gender needs of women and men in response to natural disaster [...] must be built upon close and differentiated analysis of a broad range of socio-economic factors. Important tools in this process include gender-disaggregated data, more attention to women's participation in the informal economy and gender awareness training.“ (Deare 2004:35)

Im Jahr 2012 wurde die Resolution *Gender Equality and the Empowerment of Women in Natural Disasters* von den UN-Mitgliedstaaten verabschiedet. In dieser wird die zentrale Rolle der Frauen, die Wichtigkeit ihrer Partizipation in allen Phasen einer Katastrophe und die Bedeutung von Möglichkeiten für Lohnarbeit nach Katastrophen festgehalten. Die wichtigsten Mittel, um diese Aspekte mehr in DRR und Resilienzstärkung integrieren zu können, sind nationalpolitische Strategien und Programme. Im Grunde ist schon umfangreiche Erfahrung zu diesem Thema gemacht worden, die jedoch nicht ausreichend dokumentiert und geteilt wird. Auch die vorhandene Literatur müsste für alle beteiligten Akteure zugänglicher sein, um eine breite Integration der Genderperspektive gewährleisten zu können (Vgl. IRP 2010ff; UNDP 2012:6f; UNISDR 2009c:3f).

Der gendersensible Ansatz wurde bisher vor allem in dem Diskurs um DRR und Vulnerabilität diskutiert und ansatzweise implementiert. An manchen Ecken dieses Diskurses wird an das Thema

Resilienz gestoßen, eine breitere Diskussion bzw. Forschung gibt es in dieser Richtung jedoch kaum. In der vorhandenen Literatur zu Resilienz und Gender wird, größtenteils implizit, oft der kausale Fehlschluss getroffen, dass Frauen vulnerabler und deswegen weniger resilient sind als Männer. Wie an anderen Stellen schon erläutert kann man die erhöhte Vulnerabilität von Frauen im Zusammenhang mit Katastrophen nicht uneingeschränkt pauschalisieren, außerdem stehen Resilienz und Vulnerabilität in keinem linearen Verhältnis zueinander. Dass es einen Unterschied zwischen maskuliner und femininer Katastrophenresilienz gibt ist unbestreitbar, um darüber jedoch fundierte Aussagen machen zu können, wäre ein größerer Forschungskorpus notwendig, der insbesondere auf empirischen Studien beruht.

Bei der Diskussion um die Einbeziehung von Frauen in den verschiedenen Phasen und Aspekten im Zusammenhang mit Katastrophenmanagement, DRR und Resilienz, dürfen jedoch zwei wichtige Aspekte nicht außer Acht gelassen werden. Die Heterogenität von Frauen und ihre aktive Rolle im Zusammenhang mit Katastrophen. „En el marco de la estrategia de gestión integral del riesgo es fundamental reconocer en las mujeres sujetas activas, cuya participación resulta clave en todas las fases de la intervención. Las mujeres no son víctimas pasivas de los desastres que pueden ser consideradas como un todo homogéneo con idénticas necesidades.“ (Ramírez 2009:7)

3. Uruguay

3.1 Allgemeines



Abbildung 7: Südamerika
(www.welt-blick.de)



Abbildung 6: Uruguay (www.de.wikipedia.org)

Uruguay ist mit seinen 176.000 km² das zweitkleinste Land in Südamerika und etwa so groß wie Österreich und Ungarn zusammen. Es ist von zwei großen Nachbarn, Argentinien und Brasilien, sowie dem Atlantischen Ozean und dem Rio de la Plata begrenzt. 2011 lebten rund 3,3 Millionen Menschen in Uruguay, davon etwa die Hälfte in der Hauptstadt Montevideo. Das Landesinnere, wozu auch Durazno zählt, ist am wenigsten dicht besiedelt. Neben Montevideo sind vor allem die Grenzgebiete zu Argentinien und Brasilien bevölkert (Vgl. Thimmel 2010^a:26f).

Es ist von einem Einwanderungs- zu einem Auswanderungsland geworden. Die Einwanderungswelle kam etwa 1950 zu einem Ende, seitdem ist die Einwanderungsbilanz negativ. Vor allem gut ausgebildete und spezialisierte Arbeitskräfte wandern aus. In den 1960ern waren es vor allem ökonomische Gründe, doch mit der Militärdiktatur (1973-1985) kamen auch politische Gründe dazu. Die Zeit der Militärdiktatur war vor allem durch politische Gefangenschaft in Verbindung mit Folter geprägt. Mit fast einem politischen Gefangenen pro 500 EinwohnerInnen hatte Uruguay dabei die höchste Rate der Welt. Im Gegensatz zu anderen Diktaturen in der Region gab es jedoch vergleichsweise wenig „Verschwundene“ (Vgl. Weyde 2010^a:60f).

Einer dieser Gefangenen und Gefolterten wurde 2009 zum Präsidenten gewählt: Pepe Mujica.

„Wenn uns damals, vor 20 Jahren, jemand gesagt hätte, dass eben jener Pepe – eine ehemaliger Guerillero, viermal verhaftet, gefoltert und fast 15 Jahre der Freiheit beraubt – Ende 2009 zum Präsidenten Uruguays gewählt werden würde, wir hätten ihn wohl für verrückt erklärt. Bei aller kritischer Distanz zur Politik des Mitte-Links-Bündnisses Frente Amplio [...] bleibt festzuhalten, dass der 29. November 2009, der Tag der Wahl „Pepe“ Mujicas, ein historischer Moment ist, der wohl nur im Lebensweg Nelson Mandelas eine Parallele findet.“ (Thimmel et al. 2010:7f)

Seit 2005 das Mitte-Links Bündnis *Frente Amplio* an die Regierung gewählt wurde, ist die Sozial- und Arbeitspolitik in den Fokus gerückt und es gab zahlreiche Reformen, während das Wirtschaftswachstum konstant gut war, selbst im Krisenjahr 2009 betrug das Wachstum des BIP 9 %. Dass diese Reformen durchaus erfolgreich waren zeigen einige Beispiele. Zwischen 2002 und 2009 sank die Arbeitslosigkeit von 20% auf 7%, der Reallohn stieg für das untere Gesellschaftsdrittel um 35%, der Mindestlohn verdoppelte sich. 2004 lebten 32% der uruguayischen Bevölkerung in Armut, davon 4% in absoluter, 2009 hatte sich der Anteil der Ersteren auf 20% verringert, der Zweiteren auf 1,5%. Die Rente wurde erhöht und auf weitere Berufsgruppen ausgedehnt, der Kündigungsschutz wurde verbessert, die Gewerkschaften gestärkt und die regionale Integration vorangetrieben. Trotz aller offensichtlichen Erfolge der Amtszeit von Tabaré Vázquez, dem Präsidenten von 2005 bis 2009, gibt es auch Gegenstimmen, Kritik und Kehrseiten. KritikerInnen werfen der Regierung

vor, die Eigentumsverhältnisse nicht grundsätzlich verändert zu haben, sondern im Gegenteil die Reichtumskonzentration noch gefördert zu haben. Durch Zahlen kann das nur begrenzt untermauert werden, der Gini-Koeffizient¹² stand 2007 zwar auf seinem historischen Höhepunkt, sinkt seitdem jedoch kontinuierlich. In der Agrarwirtschaft hat sich Spekulation und der Verkauf von großen Flächen an internationale Investoren bzw. Konzerne verbreitet, was besonders für ein Land mit agrarbasierter Wirtschaft tiefgreifende Folgen hat (Vgl. Thimmel 2010b:99ff; www.indexmundi.com). Sozialpolitisch war die Gründung des *Ministerio de Desarrollo Social* (MIDES) ein Meilenstein. Durch den *Plan de Emergencia* haben vor allem die Menschen in extremer Armut profitiert. Neben der Absicherung der dringendsten (finanziellen) Grundbedürfnisse besteht die neue Sozialpolitik jedoch auch aus einem Bündel an Ausbildungs- und Erziehungsprogrammen, durch die die Integration in Arbeitsmarkt und Gesellschaft erleichtert werden soll, sowie aus der Förderung von kleinen Unternehmen. Auch das Gesundheitssystem wurde reformiert und demokratisiert, mit dem Ergebnis, dass erstmals alle UruguayerInnen Zugang zu einer Krankenkasse und damit zu Gesundheitsversorgung haben (Vgl. Zibechi 2010: 106f).

Diese Transformationsprozesse spiegeln sich auch im *Human Development Index* (HDI) wider. Im Jahr 2013 stand Uruguay an Platz 51 von 186 Ländern, nur zwei lateinamerikanische Länder, Chile und Argentinien, waren vor Uruguay platziert. Im lateinamerikanischen Vergleich funktionieren die staatlichen Institutionen in Uruguay gut, was trotz aller Schwierigkeiten auch bei der Qualität und Quantität der öffentlichen Unterstützung im Verlauf der Überschwemmungen in Durazno sichtbar ist. Das empfindet auch die Bevölkerung so. 73 % beantworteten die Frage, ob sie in die Regierung Vertrauen haben, mit Ja¹³. Auch der *Corruption Perception Index* (CPI) bestätigt das, 2012 befand Uruguay sich gemeinsam mit Chile auf Platz 20 von 174, was die beste Platzierung unter den lateinamerikanischen Ländern ist und noch vor einigen europäischen Ländern wie Österreich und Frankreich liegt (Vgl. UNDP 2013:148ff, www.transparency.org).

3.2 *Gender Gap* und die traditionelle Frauenrolle

Gender Gap bezeichnet den Unterschied zwischen den sozialen Geschlechtern und wird auch als Geschlechterkluft bezeichnet. Jenseits von messbaren Größen wie Einkommen ist es schwierig, konkrete Aussagen über Aspekte wie Gleichberechtigung oder Diskriminierung aufgrund von Geschlechtszugehörigkeit zu machen. Die tatsächliche Verteilung und Zugänglichkeit von nicht-

¹² Mithilfe des Gini-Koeffizienten wird die Einkommensungleichheit gemessen, je höher der Wert, desto ungleicher die Verteilung.

¹³ Zum Vergleich: In Österreich sind es 41%.

quantitativen Ressourcen und Gütern kann am besten durch Mikrostudien erfasst werden, die auch qualitative Elemente umfassen. Im Folgenden soll ein kurzer Überblick über die messbaren Aspekte der *Gender Gap* in Uruguay gegeben werden. Dabei soll den für meine Feldforschung relevanten Aspekten ein besonderes Augenmerk gelten und mit der traditionellen Rolle der Frau in Zusammenhang gebracht werden.

Das Frauenwahlrecht wurde in Uruguay 1932 eingeführt, also sehr früh, Ecuador hat als einziges lateinamerikanisches Land diesen Schritt früher unternommen. Auch das Scheidungsrecht wurde bereits 1913 verabschiedet und 1911 wurde eine Frauenuniversität gegründet. Uruguay war also zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein Vorreiterland, insbesondere was die frauenspezifische Gesetzgebung anging. Die Jahre vor und während der Militärdiktatur waren in dieser Hinsicht jedoch von Rückschritten geprägt. „Ein patriarchal-militärischer Diskurs bestimmte die Öffentlichkeit und im Erziehungswesen wurde ein reaktionäres Familienbild propagiert, das den Geschlechtern feste Rollen zuwies. Die Sphäre der politischen Macht war ausschließlich von Männern besetzt.“ (Weyde 2010^b:145)

Beim *Global Gender Gap Index* wird Uruguay 2013 auf Platz 77 von 136 platziert, womit es sich im südamerikanischen Vergleich etwa im Mittelfeld befindet. Allerdings ist der Trend negativ, im Jahr 2008 war es auf Platz 54, seither rutscht es kontinuierlich nach unten. Während im Gesundheits- und Bildungsbereich keine nennenswerten Unterschiede zwischen der männlichen und der weiblichen Bevölkerung bestehen, sind die oben erwähnten Rückschritte gerade im politischen Bereich bis heute spürbar. Hier ist die *Gender Gap* deutlich sichtbar, besonders in der Exekutive und der Legislative. Politische Entscheidungsprozesse werden fast ausschließlich durch Männer gestaltet, in der Legislaturperiode 2005-2009 waren in den Ministerien nur 25 % Frauen, bei der jetzigen von 2010-2014 sind es sogar nur 14 %. Bei den nächsten Wahlen 2014 wird es zum ersten mal zum Einsatz einer Quotenregelung kommen. Auch in nicht-staatlichen politischen Räumen wie Gewerkschaften sind Frauen unterproportional vertreten (Vgl. Inmujeres 2011^a:16f, WEF 2013:11ff). „Las mujeres uruguayas son un grupo minoritario, numérica y conceptualmente, en todos los ámbitos políticos analizados; la brecha de género en la distribución del poder es la que se mantiene más amplia en el país.“ (Inmujeres 2011^a:9)

Doch auch die Einkommensunterschiede sind nicht von der Hand zu weisen. Frauen in Uruguay haben für vergleichbare Tätigkeiten ein etwa 40 % niedrigeres Einkommen als Männer. Die Hauptursache dieses Unterschiedes liegt in der niedrigeren Erwerbsquote von Frauen, die wiederum von unbezahlter Hausarbeit und Kinderbetreuung verursacht wird. Während 2011 rund 74 % der männlichen Bevölkerung erwerbstätig waren, sind es bei den Frauen nur 56 %. Der Stundenlohn von

Frauen beträgt 87 % des Stundenlohns von Männern, der Unterschied zwischen den Geschlechtern wird hier umso größer, je älter die Frauen werden (Vgl. Inmujeres 2010:8; Inmujeres 2011^a:22).

Der Aspekt der Kinderbetreuung ist im Zusammenhang mit der *Gender Gap* und dem klassischen Rollenbild der Frau in Uruguay zentral. Der tatsächliche Unterschied im Stundenlohn ist weniger gravierend wie der Unterschied bei der Erwerbsquote. Unbezahlte Hausarbeit besteht im Wesentlichen in Kinderbetreuung. Dieser Bereich ist in Uruguay wie fast überall auf der Welt kulturell und sozial primär den Frauen zugeordnet. Bei einer Studie über Kinderbetreuung in Uruguay wird das deutlich. Insgesamt gaben 75 % der befragten Bevölkerung an, dass die Betreuung von Kleinkindern zuhause am wünschenswertesten ist. 0 % der befragten Frauen wollten, dass ihr Partner die Hauptbetreuungsperson ihres Kleinkindes ist, während es bei den Männern immerhin 3 % waren, die sich diese Rolle gewünscht hätten. Tendenziell lässt sich sagen, dass mit abnehmendem sozio-ökonomischen Level der Befragten die Wahrnehmung von Kinderbetreuung als Frauenaufgabe zunimmt und die Bereitschaft zu Frühbetreuung außer Haus abnimmt, sowohl bei Frauen wie auch bei Männern (Vgl. Batthynay et al. 2012:13ff).

Es gibt verschiedene Instrumente und Strategien in Uruguay, um die *Gender Gap* zu verringern. Zumindest auf dem Papier wurden hier in den vergangenen Jahren große Fortschritte gemacht. Einige Beispiele sind das *Ley para la promoción de la Igualdad de Derechos y Oportunidades entre hombres y mujeres*, das 2007 verabschiedet wurde, der *Primer Plan Nacional de Igualdad de Oportunidades y Derechos*, der ebenfalls 2007 ins Leben gerufen wurde und der *Consejo Nacional Coordinador de Políticas Públicas de Igualdad de Género*, der 2009 gegründet wurde. Der politisch-institutionelle Rahmen ist also gegeben, nur an der Umsetzung mangelt es derzeit noch. Es wurde explizit zum Ziel erklärt, auch im Katastrophenmanagement einen gendersensiblen Ansatz zu etablieren, wobei die *Centros Coordinadores de Emergencias Departamentales* (CECOED) und die *Comités de Emergencias* (CDE) eine Schlüsselrolle spielen. Doch auch hier ist der Unterschied zwischen Anspruch und Wirklichkeit noch groß (Vgl. UNDP 2009:9ff).

3.3 Durazno und die Überschwemmungen

Das Departamento Durazno ist im Landesinneren Uruguays und zählt zu den am dünnsten besiedelten Gebieten des Landes. Die gleichnamige Hauptstadt hatte 2011 eine Bevölkerungszahl von 34.400 Einwohnern, was über 60 % der Bevölkerung des Departamentos entspricht. Es wird von den Flüssen Rio Negro und Rio Yí eingeschlossen und ist deswegen eine sehr wasserreiche Region. Die Stadt Durazno liegt direkt am Rio Yí, dessen Wasserpegel regelmäßig über die Ufer steigt. Die

Wohngebiete, die regelmäßig überflutet werden und unter einer bestimmten Marke liegen, sind offiziell Überschwemmungszone.

3.3.1 Geschichtlicher Kontext

Die Überschwemmungsproblematik besteht in Durazno schon seit beinahe 150 Jahren und begann mit einer Binnenmigrationsbewegung in Uruguay, die durch technologische Neuerungen und der damit verbundenen Umstrukturierung von Arbeitsverhältnissen auf dem Land hervorgerufen wurde. Die Arbeitskraft von ganzen Familien wurde auf den *Estancias* im Landesinneren überflüssig, was die Betroffenen dazu zwang, in eine der Städte zu ziehen. In den letzten Jahrzehnten gab es einen neuerlichen Urbanisierungsschub, der auch damit verbunden war, dass viele Kleinbauern ihr Land aufgeben und an multinationale Konzerne verkaufen mussten. Infolge dieser Prozesse ist die Bevölkerung der Stadt Durazno kontinuierlich gewachsen.

In diese Zeit fiel auch eine Periode mit relativ wenig Niederschlägen, was die Tendenz verstärkte, dass die Zugezogenen sich überwiegend direkt am Río Yí angesiedelt haben. Der Fluss hat ihnen zumindest eine bescheidene Lebensgrundlage geboten, vor allem in Form von billigen Grundstücken, Fischen, Holz und Sand, den sie verkaufen konnten. Es waren also hauptsächlich ökonomische Zwänge, aber auch Unwissenheit über das Verhalten des Flusses, was die Leute dazu bewog, sich direkt am Fluss niederzulassen und dort Grund zu kaufen. Erst bei den großen Überschwemmungen wurde das ganze Ausmaß dieser unkontrollierten Besiedelung des Flussbetts sichtbar. Heute sind kaum noch Familien ökonomisch direkt vom Fluss abhängig, abgesehen davon, dass dort für viele die einzigen leistbaren Grundstücke liegen (Vgl. INE 2004; OEA et al. 2002:7; Thimmel 2010:27).

Durch die Regelmäßigkeit der Überschwemmungen hat sich eine Art Überschwemmungskultur gebildet. Die Bewohner der Überschwemmungszone akzeptieren das Risiko als Teil ihres Lebens. *„Históricamente se inundó e históricamente la gente tuvo ese problema e históricamente lo aceptado como tal.“* (Jesús Mario) Dabei handelt es sich jedoch überwiegend um kleinere Überschwemmungen, die etwa jährlich stattfinden. Es sind lediglich drei große Überschwemmungen dokumentiert, die von der Bevölkerung als „historisch“ bezeichnet werden. Eine 1959 und zwei kurz hintereinander 2007 und 2010.

3.3.2 Rechtliche und institutionelle Rahmenbedingungen

Durazno und allgemein Uruguay sind erst seit kurzem mit Naturkatastrophen konfrontiert. Gerade in Durazno gibt es zwar seit langem die Überschwemmungsproblematik, jedoch spielte sich das bis zu der Überschwemmung von 2007 in einem Rahmen kleineren Ausmaßes ab, mit Ausnahme der Überschwemmung von 1959. Dadurch fehlt sowohl bei der Bevölkerung wie auch bei den verantwortlichen Regierungsstellen das Risikobewusstsein und Know-How bezüglich Katastrophenmanagement, was seit einigen Jahren jedoch aufgeholt wird. Das Risiko von Naturkatastrophen scheint in Uruguay in den letzten Jahren angestiegen zu sein, was einerseits mit dem Klimawandel in Verbindung gebracht wird, andererseits war in Durazno viel die Rede von einem Missmanagement der Staudämme, die u.a. den Zufluss des Rio Yí regeln (Vgl. UNDP 2009:5).

Die staatliche Stelle, die für Katastrophen jeglicher Art verantwortlich ist, ist das *Sistema Nacional de Emergencia* (SINAE). Das SINAE macht sich zur Aufgabe Menschen und Güter vor realen und eventuellen Gefahren, die von Katastrophen ausgehen, zu schützen. Die beiden dezentralen Elemente, das *Comité Departamental de Emergencias* (CDE) und das *Centro Coordinador de Emergencias Departamentales* (CECOED), sind für die Organisation und Koordinierung vor Ort zuständig, wenn es zu einer Katastrophe kommt. Das CDE ist für die Ausarbeitung von Strategien und Programmen zuständig, während es in den Verantwortungsbereich des CECOED fällt, die verschiedenen Tätigkeiten und Aufgaben zu koordinieren.

Das SINAE als permanentes staatliches Organ für Katastrophenmanagement basiert auf einem Gesetz, der *Ley 18621*, das 2009 verabschiedet wurde diesen Bereich tiefgreifend zu reformieren. Mit diesem Gesetz wurden die Voraussetzungen für die Strukturen wie es sie heute gibt geschaffen, indem einzelne Zuständigkeitsbereiche definiert und zugeteilt wurden. Die einzelnen Verwaltungsbezirke tragen zusammen mit Polizei, Militär, Feuerwehr und einigen staatlichen Institutionen die Verantwortung für Konzeptionierung und Umsetzung adäquater Maßnahmen. Alle beteiligten staatlichen Stellen tragen mit ihren Ressourcen zu der Realisierung der Notfallpläne bei. Militär und Feuerwehr beispielsweise stellen Personal und Fahrzeuge für die Evakuierungen, während das *Instituto Nacional de Alimentación* (INDA) für die Ernährung der Evakuierten sorgt (Vgl. Jesús Mario; www.sne.gub.uy).

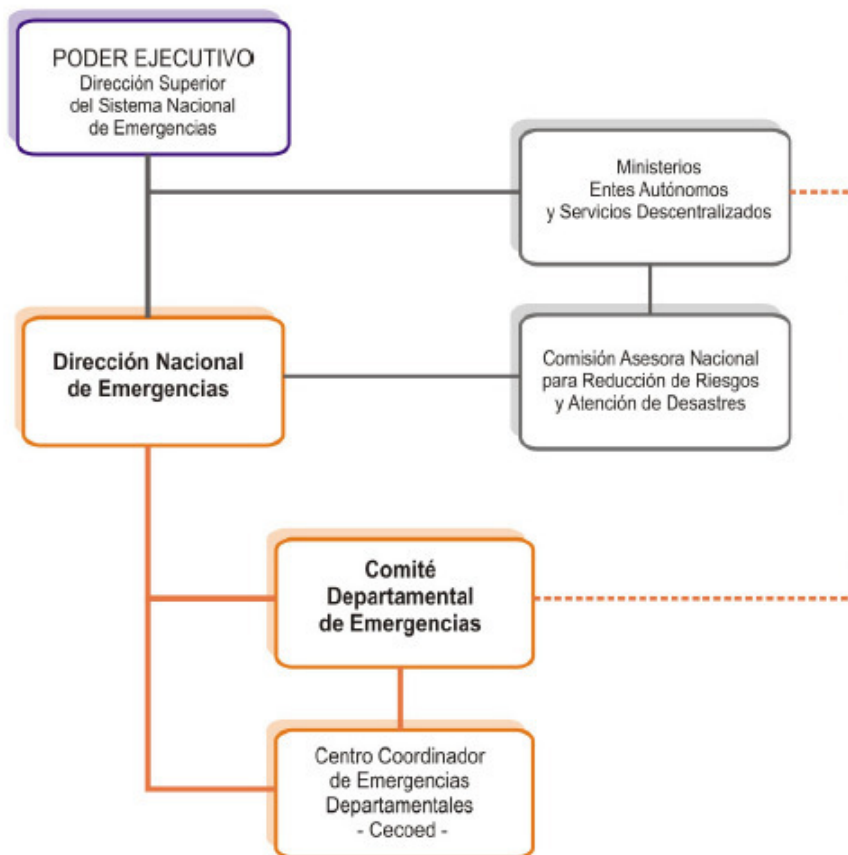


Abbildung 8: Organigramm des SINAE (www.sne.gub.uy)

Trotz aller Fortschritte, die in den letzten Jahren in diesem Bereich vonstatten gingen, gibt es noch Lücken zu schließen. Jesús Mario vom CECOED stellte fest, dass die Rolle dieses Koordinierungszentrums genauer definiert und die Einhaltung des Gesetzes 18621 kontrolliert werden müsste. In der Praxis funktioniert die Koordinierungsrolle des CECOEDs nicht ausreichend, da die Vernetzung und Zusammenarbeit mit den zuständigen staatlichen Institutionen problematisch ist. Auch die Dokumentation der Überschwemmung 2010 hat nicht funktioniert, weswegen es außer einer Studie der *Universidad de la República* keinerlei Dokumente im Zusammenhang mit dieser Überschwemmung gibt. Um eine gerechte und sinnvolle Verteilung der Hilfsgüter zu garantieren, wären EDV-Instrumente notwendig, die eine strukturierte und zuverlässige Registrierung der Betroffenen und der von ihnen bereits erhaltenen Güter ermöglichen, in diesem Bereich gab es viel Chaos und Unzufriedenheit der Bevölkerung. Es fehlen auch strukturelle Elemente, die nicht in die Zuständigkeit der Verwaltungsbezirke fallen, beispielsweise ein Versicherungssystem, das im Falle von Katastrophen greift oder ein Gesetz, das die weitere Bebauung der Überschwemmungszone verbietet.

3.3.3 Die Überschwemmungen 2007 und 2010

Die beiden Überschwemmungen von 2007 und 2010 gingen weit über die Überschwemmungszone hinaus und überfluteten Häuser, von denen niemand gedacht hätte, dass sie jemals überschwemmt würden. Vor allem die Überschwemmung 2007 überraschte und überforderte alle Beteiligten. *„Si vos hablás del 2010 es una cosa. La del 2007 fué otra cosa. La del 2007 fué mucho mas rápida. Una cosa inesperada. [...] En el 2007 fué una cosa que no estaba en los registros para nosotros una cosa tan grande. Como que en 2010 eso estaba mas organizado.“* (Lilián)

Die Überschwemmung 2007 war in jeder Hinsicht schlimmer als die im Jahr 2010. Der Wasserspiegel stieg höher und schneller als 2010, rund 18 % der Bevölkerung von Durazno-Stadt waren betroffen. Von einer Überschwemmung dieser Intensität waren sowohl die betroffene Bevölkerung wie auch die zuständigen staatlichen Institutionen überrascht. Die betroffene Bevölkerung hatte große Verluste, weil sie es nicht schaffte, ihren Besitz rechtzeitig in Sicherheit zu bringen. Trotz der fehlenden strukturellen Vorbereitung für eine Katastrophe in diesem Ausmaß hat die Koordinierung der notwendigen Maßnahmen während dieser Notsituation gut funktioniert. Für die Zeit danach fehlte jedoch sowohl ein realisierbares Konzept wie auch die notwendigen Ressourcen. *„En este departamento hubieron acciones fuertes y coordinadas con relación a la respuesta inmediata y a la resolución inicial de la emergencia pero no hubo un proceso planificado de la recuperación.“* (Lejtregger 2008:25) Zahlreiche Häuser in der Überschwemmungszone wurden abgerissen, die teilweise durch die Überschwemmung schon unbewohnbar geworden waren. Es war geplant, den betroffenen Familien im Rahmen von Umsiedlungsprojekten neue Häuser außerhalb der Überschwemmungszone zur Verfügung zu stellen. Zu diesen hatten aber nicht alle Zugang und die Fertigstellung der Häuser hat lange gedauert. Das hat dazu geführt, dass zahlreiche Familien teilweise jahrelang in ihren Evakuierungsunterkünften bleiben mussten (Vgl. Lejtregger 2008:25ff; UdelaR 2010:7).

Bei der Überschwemmung 2010 war die Bevölkerung besser vorbereitet und hat mit allem gerechnet. Die Schäden sind demzufolge auch geringer ausgefallen, wobei es auch weniger öffentliche und private Unterstützung gab. Was die materielle Unterstützung in Form von Spenden betrifft sind die Sichtweisen der verschiedenen Beteiligten sehr kontrovers. Einige der Bewohner von Durazno haben mir in größtenteils undokumentierten Gesprächen erzählt, dass der Großteil der Spenden verschwunden ist und die Politiker und Beamten sich daran bereichert hätten. Jesús Mario vertrat die Ansicht, dass gerade diejenigen, die sich am lautesten beschwerten, die Spendensituation ausgenutzt und sich auf ungerechtfertigte Weise und Menge mit den Spenden eingedeckt hätten.

Die oben bereits erwähnten Umsiedlungsprojekte, die 2007 nach der Überschwemmung ins Leben gerufen wurden, sind ebenso ein strittiges Thema. Es sollte allen Bewohnern der Überschwemmungszone ermöglicht werden, diese zu verlassen. Zu diesem Zweck wurden neue Viertel geschaffen, in denen mehrere Hundert Häuser gebaut wurden. Es gab verschiedene Projekte, bei denen die Interessierten entweder das komplette Haus vom Staat finanziert bekamen, oder nur das Material bekamen, während sie das Haus selber bauen mussten, oder aber das Haus selber bauen mussten und für eine begrenzte Zeit eine Art Miete zahlen mussten¹⁴. Was vom Prinzip her einwandfrei klingt, hat in der Umsetzung zu einigen Problemen geführt. Einerseits hatten einige Bewohner des Überschwemmungsgebietes keinen Zugang zu den Projekten, was ich auch unter 5.2.4 noch erläutern werde. Andererseits wurden die so entstandenen neuen Viertel zu sozialen Brennpunkten mit großen Problemen wie struktureller Marginalisierung, Kriminalität, Drogenmissbrauch und Prostitution. In einigen Interviews und Gesprächen wurde mir erzählt, dass viele von denen, die an einem der Umsiedlungsprojekte teilgenommen haben, diesen Schritt mittlerweile bereuen. Die soziale Integration von marginalisierten Bevölkerungsteilen aus verschiedenen Vierteln hätte thematisiert und gezielt gefördert werden müssen, außerdem wäre die Partizipation der betroffenen Bevölkerung bei der Planung notwendig gewesen. Trotzdem hat es durch diese Umsiedlungsprojekte funktioniert, die dem Fluss am nächsten gelegenen Bereiche zu entvölkern, auch wenn dadurch neue Probleme geschaffen wurden. Mit diesem Prozess ging jedoch auch das Umdenken einher, dass die in der Überschwemmungszone verbliebenen Leute eigenverantwortlich und aus freien Stücken noch dort leben, was die Reduzierung der Unterstützung für sie impliziert.

4. Methodik – Theorie und Praxis

Für meine Feldforschung war ich von Mitte Februar bis Mitte April 2013 in Uruguay. Bevor ich nach Durazno gefahren bin, war ich etwa zwei Wochen in Montevideo. Während dieser Zeit habe ich mich mit drei Universitätsdozentinnen getroffen, Leticia Silva und Lucía Monteiro von der *Universidad Católica* sowie Graciela Loarche von der *Universidad de la República*. Daraufhin habe ich drei Wochen in Durazno verbracht, während denen ich neben den zwölf Interviews mit den Frauen auch zwei Experteninterviews mit Jesús Mario, dem Leiter des CECOED, gemacht habe. Nach dieser Hauptphase der Feldforschung war ich wieder zwei Wochen in Montevideo, während denen ich

¹⁴ Dabei muss man bedenken, dass die Häuser auf dem Land in Uruguay kleiner und von sehr viel billigerer Machart sind als in Westeuropa.

mich nochmal mit Graciela Loarche und Lucía Monteiro getroffen habe um verbliebene Fragen zu klären, außerdem habe ich beim SINAIE Literatur und Daten erhalten.

Froschauer und Lueger (2003) charakterisieren vier Phasen der Feldforschung: Planung, Orientierung, zyklische Hauptforschung und Ergebnisdarstellung. Die Planung meiner Feldforschung fand hauptsächlich in Wien statt, aber auch während des Aufenthaltes in Montevideo bis zu meiner Ankunft in Durazno. Die Orientierungsphase begann parallel zur Planungsphase, während meines ersten Aufenthaltes in Montevideo, mit meiner Ankunft in Durazno war sie auf ihrem Hochpunkt. Die zyklische Hauptforschungsphase waren meine drei Wochen in Durazno, die Ergebnisdarstellung liegt in Form dieser Forschungsarbeit vor.

4.1 Methodenwahl

Für meine Forschung waren narrative Interviews naheliegend, denn „[n]eben dem Zugzwang zur Detaillierung und seinen Folgen für die Plausibilität bietet die Erzählung ebenfalls die Chance der komplexen rekonstruktiven Deutung. Teilerzählungen müssen gegenüber dem fremden Interviewer in ihrer Bedeutung in die Gesamterzählung eingebettet und Zusammenhänge dem fremden Interviewer expliziert werden.“ (Lamnek 2010:329) Da mein Forschungsvorhaben in Durazno darin bestand, in einem eher unvertrauten Feld sehr komplexe Prozesse zu untersuchen, fand ich narrative Interviews sehr passend. Ein narratives Interview muss auch nicht zwangsläufig völlig themenoffen sein, sondern kann durchaus einen abgesteckten thematischen Rahmen haben. „Entscheidend ist, dass der zu erforschende Gegenstand eine Prozessstruktur hat, die der Erzähler aus seiner persönlichen Perspektive rekonstruieren kann[.]“ (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2010: 95)

Ich plante also narrative Interviews mit einem vergleichsweise strukturierten Nachfrageteil, in dem ich die im Erzählteil eventuell noch nicht erwähnten Aspekte, die für mich interessant waren, ansprechen wollte. Meine Überlegung war, dass so das Relevanzsystem der Frauen sichtbar wird und trotzdem alle für mich interessanten Punkte besprochen werden. Dafür habe ich einen Leitfaden erstellt, bei dessen Ausarbeitung ich mich vor allem an dem von Dr. Jan Kruse beschriebenen teilnarrativen Interviewleitfaden orientierte (Vgl. Kruse 2011:68ff). Dieser hat sich im Laufe meiner Feldforschung verändert, die letzte Version findet sich im Anhang.

Teilnehmende Beobachtung ist bei jeglicher Feldforschung und während aller Phasen grundlegend. In meiner Forschung war es wichtig für das Sampling, die Kontaktaufnahme mit potentiellen InterviewpartnerInnen, die Kontextualisierung der erhobenen Daten und somit auch für die Aussagekraft der Ergebnisse einer Forschung. Im Grunde geschieht teilnehmende Beobachtung von selbst. Für

eine systematische Beobachtung, deren Daten auch explizit in die Forschungsergebnisse einfließen, kann und sollte man sich im Vorfeld einen Beobachtungsleitfaden ausarbeiten und während der Feldforschung strukturierte Beobachtungsprotokolle schreiben. Meine Beobachtungen waren nicht systematisch, ich hatte auch weder Leitfaden noch protokollierte ich strukturiert. Brüsemeister unterteilt die Notizen während der Feldforschung in Beobachtungsnotizen, theoretische Notizen und methodische Notizen. Die Protokollierung des Forschungsprozesses ist zentral, „[u]m die intersubjektive Überprüfbarkeit der Verfahrenswege und Ergebnisse qualitativen Forschens innerhalb der Wissenschaftlergemeinschaft herzustellen.“ (Brüsemeister 2000:95) Für mich persönlich bestand der primäre Nutzen der Protokollierung der (zahlreichen) neuen Erkenntnisse während meines Forschungsaufenthaltes in deren Ordnung und Reflexion. Meine Notizen waren nicht klar in die von Brüsemeister genannten Kategorien unterteilt und gingen darüber hinaus, ich notierte einfach alles, was irgendwie mit meiner Feldforschung zusammenhing, in meinem Feldtagebuch. Das betraf vor allem das direkte sozio-ökonomische Umfeld meiner Interviewpartnerinnen, aber auch der restlichen von der Überschwemmung betroffenen Bevölkerung und ganz allgemein die Lebenspraxis der verschiedenen Bevölkerungsteile in Durazno.

Im Sinne eines induktiven, offenen und zirkulären Forschungsprozesses orientierte ich mich methodologisch sowohl bei der Konzeption meiner Feldforschung wie auch bei der Dateninterpretation an der *Grounded Theory*. Diese komplexe Methodologie basiert auf dem amerikanischen philosophischen Pragmatismus und dem symbolischen Interaktionismus. Der ständige Wechselprozess von Datenerhebung und der Auswertung der erhobenen Daten ist das Kernelement der *Grounded Theory* und war auch bei meiner Feldforschung zentral. Durch die ersten erhobenen Daten entstehen erste, vorläufige Konzepte, durch die das Sampling weiterentwickelt wird, das neue Daten bringt, durch die neue Konzepte entstehen. Diese Konzepte werden so lange weiter entwickelt und kontrastiert, bis eine theoretische Sättigung erreicht ist. Es wird also induktiv, nicht deduktiv vorgegangen, der Forschungsprozess ist nicht hypothesenprüfend, sondern hypothesengenerierend.

4.2 Zugang zum Feld

Für mich begann die eigentliche Feldforschung mit den bereits erwähnten Treffen mit den Professorinnen in Montevideo. Diese Treffen waren für mich eine erste Orientierung, aber auch maßgeblich für meine Methodologie und Wissensbasis, mein „Eintritt“ ins eigentliche Feld war jedoch meine Ankunft in Durazno.

Der Zugang zum Feld und die „Eintrittsstelle“ sind für den gesamten Verlauf der Feldforschung von

entscheidender Bedeutung. Je nachdem, wer die Schlüsselperson, -institution oder -organisation ist, werden automatisch bestimmte Zuschreibungen mit der oder dem Forschenden verknüpft, er oder sie wird in die Struktur des Feldes integriert und eingeordnet. Auch die Folgekontakte und die Entstehung von Kommunikationsschnittstellen werden maßgeblich von dem ersten Kontakt mit dem Feld beeinflusst. Während dieses Zugangsprozesses spielt sich das Forschungssystem auf drei Ebenen ein: forschungsseitig, im Kontakt zwischen ForscherIn und Feld und feldseitig (Vgl. Froschauer/Lueger 2003:22ff).

Der Zugang zum Feld ist eng mit der Gewinnung von InterviewpartnerInnen verknüpft. Für beides sind teilnehmende Beobachtung, eine offene und kommunikative Haltung, Authentizität des Forschenden und das ehrliche Interesse dem Feld gegenüber unverzichtbar (Vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2010:68ff). „Vielfach wird befürchtet, dass es besonders schwer ist, Zugang zu einem bestimmten Untersuchungsfeld zu finden, und so wird nach Mittelsmännern und -frauen gesucht, die dabei behilflich sein können. Oft stellt sich dieser Verdacht allerdings bei der tatsächlichen Kontaktaufnahme als unbegründet heraus. Loos und Schäffer (2001:46) sprechen hier von „imaginierte(n) Zugangsschwierigkeiten““. (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2010:72)

Das Feld war für mich die Bevölkerung von Durazno mit Fokus auf die von der Überschwemmung betroffenen Frauen. Meine Forschung dreht sich um ihre Perspektive bei der Überschwemmung, im Gesamtkontext müssen aber die Rahmenbedingungen einbezogen werden, innerhalb derer die Frauen leben und die Überschwemmung erlebten. Das Untersuchungsfeld auf sie allein zu beschränken würde der Situation und dem Prozess der Überschwemmung nicht gerecht werden.

Vor allem zu Beginn meines Aufenthaltes musste ich oft klarstellen, dass mich keine Organisation oder Institution geschickt hat, sondern dass es sich ausschließlich um mein eigenes Interesse und meine Diplomarbeit handelt. So wurde mit dem Zugang zum Feld auch meine Rolle darin ausgelotet und meine Position innerhalb der Sozialstruktur Duraznos. Jeder „Kreis“¹⁵ hat mich letztendlich woanders eingeordnet und mir eine andere Rolle im Feld gegeben, denke ich. Eine einheitliche Strukturierungsleistung, wie sie von Froschauer/Lueger (2003) beschrieben wird, gab es in diesem Sinn nicht. Das Einspielen auf den drei oben erwähnten Ebenen erstreckte sich etwa über die erste Woche.

Bei fast jeder Kontaktaufnahme und -pflege war die Anwesenheit meines zweijährigen Sohnes, der mich auf meine Forschungsreise begleitet hat, eine große Hilfe. Insbesondere bei meinen Interviewpartnerinnen, die fast alle kleine Kinder oder Enkelkinder hatten, waren die Kinder oft ein erstes,

¹⁵ Dadurch, dass Durazno zwar eher dörflich strukturiert ist, aber doch 34.400 Einwohner hat, wurde zwar über mich geredet, jedoch eher innerhalb der Familien-, Bezirks- oder Freundeskreise, die sich untereinander oft nicht kannten, genauso wie viele meiner Interviewpartnerinnen.

ungezwungenes Gesprächsthema, was uns verbunden hat. Was außerdem die „Kluft“ zwischen mir und den Duraznensern verringert hat, waren die Tatsachen, dass ich Uruguay schon gut kannte, sehr gut Spanisch im uruguayischen Dialekt spreche und der Vater von meinem Kind Uruguayer ist.

4.3 Sampling und Kontakt zu den Interviewpartnerinnen

Der Kontakt zu potentiellen InterviewpartnerInnen und das Sampling stehen in enger Verbindung miteinander. Das geplante oder theoretisch sinnvollste Sampling kann nur umgesetzt werden, wenn in der Praxis auch der Kontakt zu den betreffenden Personen hergestellt werden kann und sie dazu bereit sind, ein Interview zu machen. Das Sampling und die Prozedur des Samplings müssen also zusammenpassen und realisierbar sein.

Przyborski/Wohlrab-Sahr (2010:177ff) unterscheiden drei Formen des Samplings:¹⁶

- 1) *Theoretical Sampling*. Hier werden die zu untersuchenden Fälle nicht vor der eigentlichen Feldforschung festgelegt, sondern nach jeder Erhebung bzw. Interview wird anhand der gewonnenen Daten der sinnvollste nächste zu erhebende Fall ausgesucht. Fallauswahl und Theoriebildung stehen hier also in enger Verbindung und beeinflussen sich gegenseitig.
- 2) *Sampling nach vorab festgelegten Kriterien*. Hier werden zu Beginn der Forschung Kriterien fixiert, anhand derer die zu untersuchenden Fälle ausgesucht werden. Voraussetzung dafür ist eine gewisse Kenntnis von der Verteilung sozialer und kultureller Merkmale im Untersuchungsfeld, z.B. durch vorausgegangene quantitative Studien.
- 3) *Snowball-Sampling*. Der/die InterviewpartnerIn stellt den Kontakt mit anderen infrage kommenden Personen her, die wiederum dasselbe tun etc. Dieses Verfahren ist hilfreich, um ein unbekanntes Feld zu erschließen, reicht jedoch nicht aus, da man leicht in bestimmten Netzwerkstrukturen verhaftet bleibt.

Die ersten beiden Formen des Samplings orientieren sich an der Theorieentwicklung oder der Repräsentanz der ausgesuchten Fälle. Das *Snowball-Sampling* hingegen orientiert sich an den Beziehungen im Feld, es stellt also einen wesentlich pragmatischeren Zugang dar und eignet sich v.a. für Netzwerkanalysen. Es kann jedoch die theoriebasierte Eingrenzung des Forschungsfeldes und die Auswahl der zu untersuchenden Fälle nicht ersetzen, sondern muss mit anderen Arten des Samplings ergänzt werden.

¹⁶ Andere Autoren wie Uwe Flick unterscheiden andere Kategorien, da ich während meines Feldforschungsprozesses jedoch vor allem mit der Literatur von Przyborski/Wohlrab-Sahr gearbeitet habe führe ich hier nur die von ihnen definierten Formen des Samplings auf.

Vor meiner Ankunft in Uruguay schwankte ich zwischen *Theoretical Sampling* und dem *Sampling nach vorab festgelegten Kriterien*. Letztendlich wurde meine Art des Samplings eine Mischung zwischen allen drei Samplingformen. Im Laufe meiner Forschungsarbeit in Montevideo und Durazno erweiterte und modifizierte ich diese Liste der Auswahlkriterien stetig. Nach fast jedem Interview erfasste ich neue Aspekte meines Forschungsgegenstandes, die mich dann zu neuen Samplingkriterien führten. Ich schränkte die Auswahl meiner Interviewpartnerinnen auf den Haushaltsvorstand ein, außerdem kamen die ökonomische Tätigkeit zuhause und die Art der Evakuierungsunterkunft als Samplingkriterien dazu.

In Untersuchungsfeldern, die nicht als strukturelle Einheit in diesem Sinne behandelt werden können, gestaltet sich der Kontakt zu InterviewpartnerInnen schwierig. Es reicht nicht, einmal Zugang und Vertrauen zu finden, sondern man muss mehrmals Zugang finden, eventuell mit jedem/jeder InterviewpartnerIn aufs Neue. „Sometimes there is no setting per se, as when one of the authors (Fontana 1977) attempted to study poor elderly on the streets and had to gain access anew with each interviewee.“ (Fontana/Frey 1994:366) Die von der Überschwemmung betroffenen Frauen bilden keine Einheit. Ich konnte also nicht eine TüröffnerIn oder InsiderIn finden und über ihn alle meine Interviewkontakte herstellen, sondern ich musste alle mir zur Verfügung stehenden Kanäle ausnutzen. In der ersten Woche nach meiner Ankunft war ich also damit beschäftigt, meine Fühler in alle Richtungen auszustrecken, Leute kennenzulernen, mit ihnen über die Überschwemmung zu sprechen und mich nach eventuellen Folgekontakten zu erkundigen.

Letztendlich habe ich über zwei verschiedene Kanäle erste Kontakte zu Interviewpartnerinnen herstellen können, innerhalb deren ich durch das Schneeballprinzip zu weiteren Kontakten kam, die also zu wichtigen Kontaktschnittstellen für mich geworden sind: Das CECOED und der Kindergarten, in den mein Sohn ging. Der Kontakt zu meiner letzten Interviewpartnerin kam durch eine zufällige Bekanntschaft zustande. Durch die verschiedenen Zugangskanäle hat meiner Ansicht nach das Schneeballprinzip gut funktioniert, ohne allzu sehr bestimmten Netzwerkstrukturen verhaftet zu bleiben.

„[Es geht] darum, die Strukturiertheit des Phänomens und das Spektrum seiner Ausprägung zu erfassen.“ (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2010:176) Mir ist es gelungen, entsprechend der Samplingkriterien, die im Laufe der Feldforschung entstanden sind, passende Interviewpartnerinnen zu finden, dadurch konnte ich ein großes Spektrum des Phänomens „Frauen und die Überschwemmungen“ erfassen. Allerdings wären anteilmäßig mehr Interviews mit Frauen mit ökonomischer Tätigkeit zuhause, Frauen in öffentlichen Evakuierungsunterkünften und Frauen der untersten sozio-ökonomischen Ebene wünschenswert gewesen, um eine vollständigere theoretische Sättigung zu errei-

chen. Letztendlich hätte ich jedoch wohl nie zu sämtlichen Bereichen des Untersuchungsfeldes Zugang gehabt um mein Idealsampling zu realisieren. Denn je länger ich geblieben wäre, desto mehr hätte ich mich innerhalb der Sozialstruktur von Durazno eindeutig positionieren müssen, und die verschiedenen sozio-ökonomischen Gruppen sind sich teilweise wenig wohlwollend. Meine Rolle im Feld hätte sich also so entwickelt und gefestigt, dass sie mir wahrscheinlich automatisch den Zugang zu manchen Bereichen des Feldes erschwert oder verunmöglicht hätte.

4.4 Durchführung der Interviews

Das narrative Interview besteht aus fünf Phasen: Erklärung, Einleitung, Erzählung, Nachfragen und Bilanzierung. Es hat zwei methodologische Vorteile: die Erzählungen spiegeln das Relevanzsystem des Erzählenden wider und während der Erzählung entsteht eine retrospektive Interpretation des beschriebenen Handelns. Deshalb bieten narrative Interviews sich besonders für autobiographische Interviews an. Durch den Zugzwang zur Detaillierung entsteht eine komplexe, verständliche Erzählung, der oder die Erzählende erklärt zusammenhängend und vermeidet Gedankensprünge (Vgl. Lamnek 2010:328f).

Sehr wenige meiner Interviews sind dann wirklich nach dem in der Literatur beschriebenen Schema abgelaufen. Eine richtige Erzählphase kam nur bei etwa der Hälfte der Interviews zustande, die anderen glichen mehr einem teilnarrativen Leitfadeninterview. Der Ort der Interviews war bis auf ein einziges Mal das Haus meiner Interviewpartnerinnen, was mir auch interessante Informationen und Einblicke in das Leben und den sozio-ökonomischen Hintergrund meiner Interviewpartnerinnen verschaffte.

Die beiden Experteninterviews mit Jesús Mario, dem Leiter des CECOED in Durazno, hatte ich im Vorfeld nicht geplant. Sie ergaben sich mehr oder weniger von selbst, da ich schnell festgestellt hatte, dass er die beste und teilweise einzige Quelle für die theoretischen und praktischen Rahmenbedingungen der beiden Überschwemmungen war und darüber hinaus ein profundes und reflektiertes Wissen über die Überschwemmungen und ihre Bedeutung für die betroffene Bevölkerung hatte. Er war mir in Montevideo auch von einer der Professorinnen als Kontaktperson empfohlen worden. Sie hatte bei der Studie des GGIR mitgearbeitet und viel Erfahrung mit der Zusammenarbeit mit den lokalen Institutionen in Durazno gemacht. Die beiden Interviews mit ihm waren dann auch sehr wertvoll für den weiteren Verlauf meiner Forschung.

4.5 Meine Interviewpartnerinnen

Es folgen kurze Beschreibungen meiner Interviewpartnerinnen, bei denen ich neben einigen Eckdaten auch kurz eventuelle Besonderheiten erwähne. Dabei soll ein kleiner Eindruck meiner Interviewpartnerinnen vermittelt werden, um die Ergebnisse meiner Dateninterpretation, insbesondere die Zitate der Frauen, besser einordnen und kontextualisieren zu können. Die Nummerierung entspricht der Reihenfolge der Interviews und den Nummern auf dem Stadtplan (Abbildung 7), wo ihre Wohnorte eingezeichnet sind. Die schwarze Linie kennzeichnet den höchsten Wasserpegel während der Überschwemmung 2010.



Abbildung 9: Überschwemmungsgebiet 2007 und der Wohnort meiner Interviewpartnerinnen (Quelle:Autorin)

1. Lilián:

60 Jahre, Mitarbeiterin im CECOED, in dessen Büro auf ihren Wunsch hin auch das Interview stattfand. Lebt mit ihrer erwachsenen Tochter und deren beiden Kindern in einem Haus, das ich aber nie gesehen habe. Sie wohnt in der Überschwemmungszone, wusste das aber nicht, als sie 1997 aus Montevideo kommend das Haus gekauft hat. Sie musste bei beiden großen Überschwemmungen das Haus verlassen. Während dieser Zeit ist sie mit ihrer Familie bei Freunden untergekommen.

2. Lorena:

31 Jahre alt und arbeitet als Haushaltshilfe. Ihr Mann, mit dem sie vier Kinder hat, arbeitet im CECOED. Sie kommt aus ärmlichen Verhältnissen und wohnt mit ihrer Familie in einem prekären Haus¹⁷ außerhalb der offiziellen Überschwemmungszone. Sie und ihre Familie waren nur von der Überschwemmung 2010 betroffen, da sie erst seit wenigen Jahren in dem Haus wohnen, sie hat aber als Kind schon Evakuierungen miterlebt. Während der Überschwemmung waren sie bei einer Freundin der Familie zu sechst in einem kleinen Zimmer.

3. Maria Ester:

85 Jahre alt, Rentnerin und lebt allein in einem hübsch hergerichteten Haus in der Überschwemmungszone, hat aber einige Familienmitglieder innerhalb von Durazno. Sie lebt schon ihr ganzes Leben in dem Haus und hat schon viele Überschwemmungen miterlebt, bei denen sie manchmal auch das Haus verlassen musste. Da ist sie meistens bei Familienangehörigen untergekommen, die ihr auch immer bei den Säuberungs- und Reparaturarbeiten hinterher geholfen haben.

4. Tamara:

33 Jahre alt und studiert Lehramt. Sie ist verheiratet und hat drei Kinder. Ihr Mann hat während der Überschwemmung außerhalb von Durazno gearbeitet, deswegen war sie allein zu diesem Zeitpunkt. Ihr Haus liegt außerhalb der Überschwemmungszone, direkt neben Lorena, und ist in einem prekären Zustand. Sie hat es kurz vor der Überschwemmung 2010 von einem Freund geschenkt bekommen, hat also nur diese eine Überschwemmung miterlebt. Während dieser Zeit ist sie mit den drei Kindern bei ihrer Mutter untergekommen.

5. Andrea:

34 Jahre alt und Besitzerin von einem kleinen Laden in der Straße von Lorena und Tamara, die außerhalb der Überschwemmungszone liegt. Sie wohnt mit ihrem Mann und den zwei Kindern direkt neben dem Laden in einem Haus, in dem sie auch aufgewachsen ist. Sie und ihr Laden waren von beiden großen Überschwemmungen betroffen, 2007 ist sie bei Verwandten untergekommen,

¹⁷ Diese Einschätzung, wie auch bei den anderen Interviewpartnerinnen, beruht auf der Klassifizierung der GGIR Studie (Vgl. GGIR 2010:18) und meinem persönlichen Eindruck was die Größe, den Zustand und die Ausstattung des Hauses sowie des Grundstücks angeht.

2010 hat sie mit ihrer Familie auf der Plaza neben dem Haus gezeltet.

6. Nilsa:

55 Jahre alt und arbeitet als Putz- und Kinderfrau. Sie ist eine Nachbarin von Andrea, ihr Haus liegt also auch außerhalb der Überschwemmungszone. 2005 wurde das Haus fertig und sie ist mit ihrem Mann und ihrer Tochter eingezogen, sie waren also von beiden großen Überschwemmungen betroffen. Bei der ersten waren sie im Haus ihrer Schwiegereltern, bei der zweiten in einer Art Garage von einem Bekannten.

7. Rosa:

65 Jahre alt und pensioniert. Sie und ihr Mann sind Pflegeeltern und hatten während der Überschwemmungen sechs teilweise behinderte Pflegekinder. Beide sind gemeindepolitisch und sozial sehr für ihr Viertel engagiert. Sie wohnen offiziell in der Überschwemmungszone, waren aber nur von den beiden großen Überschwemmungen betroffen. Sie wohnt seit 30 Jahren in diesem Haus, weil sie das Gefühl hat, dort hin zu gehören. Ihr Mann war und ihr Sohn ist bei der Luftwaffe, wodurch sie und die anderen Haushaltsmitglieder im Zusammenhang mit den Überschwemmungen Zugang zu einem Parallelsystem hatten was Evakuierung und Evakuierungsunterkunft anging. Die Luftwaffe hat ihnen für diesen Zeitraum ein eigenes Haus zur Verfügung gestellt.

8. Mercedes:

53 Jahre alt und lebt von schlecht bezahlten Gelegenheitsjobs, ihr Mann bezieht eine kleine Pension. Mit ihm und ihrem Sohn lebt sie in einem kleinen Haus in prekärem Zustand in der Überschwemmungszone, sie war dort bisher von 15 bis 20 Überschwemmungen betroffen. Sie wussten, dass es Überschwemmungszone ist, mussten aber aus ökonomischen Gründen die Gelegenheit nutzen, in den ehemaligen Werkstattshuppen einzuziehen und ihn als Wohnhaus umzufunktionieren. Sie war meine einzige Interviewpartnerin, die in öffentliche Evakuierungsunterkünfte gehen musste.

9. Elida&Maria:

Meine eigentliche Interviewpartnerin war Elida, 55 Jahre alt. Während des Interviews kam ihre 35jährige Tochter Maria dazu. Beide wohnen zusammen mit dem zwölfjährigen Sohn von Maria seit 34 Jahren in einem Haus in der Überschwemmungszone und mussten schon bei vielen Überschwemmungen das Haus verlassen. Bis 2010 haben sie von Milchkühen gelebt, doch sind ihnen während der letzten großen Überschwemmung zwei davon gestorben, woraufhin sie umgesattelt haben und jetzt beide als Haushaltshilfen arbeiten. Während der Überschwemmung 2010 waren sie in einem verlassenen Haus, wo es rein regnete und kein fließendes Wasser oder Strom gab.

10. Adriana:

36 Jahre alt und Mutter von vier Kindern. Zusammen mit ihrem Mann und den Kindern wohnt sie

in einem prekären Haus in der Überschwemmungszone, direkt neben Mercedes. Sie ist Hausfrau und lebt von Sozialhilfe, ihr Mann hat eine kleine Werkstatt. Während der Überschwemmung 2010 war sie mit ihrer Familie bei ihrer Mutter in einem Schuppen untergebracht, 2007 bei ihrem Schwager. Als sie vor neun Jahren in das Haus eingezogen sind, war ihr die Überschwemmungsgefahr bewusst, sie nahm sie jedoch nicht wirklich ernst. Sie haben bisher nur zweimal das Haus verlassen müssen.

11. Libertad Rosina:

47 Jahre alt und arbeitet als Haushaltshilfe. Zusammen mit ihrem Mann und den zwei fast erwachsenen Töchtern lebt sie seit 23 Jahren in einem Haus in der Überschwemmungszone, direkt neben Elida und Maria. Sie haben bisher mindestens vier Evakuierungen hinter sich. Normalerweise sind sie immer zu ihren Eltern gegangen, deren Haus 2007 letztendlich aber auch überschwemmt wurde. So mussten sie sich bei dieser Überschwemmung insgesamt dreimal evakuieren. Als sie in ihr Haus eingezogen sind wusste sie nicht, dass es in der Überschwemmungszone liegt.

12. Maria Teresa:

79 Jahre alte Rentnerin, die von einer kleinen Pension lebt. Die beiden großen Überschwemmungen erlebte sie in ihrem eigenen Haus außerhalb der Überschwemmungszone, in dem sie zu dieser Zeit mit ihrem erwachsenen Sohn gelebt hat. Nach der zweiten Überschwemmung 2010 wurde sie zu ihrem Schutz von ihren Kindern, die sie beide Male in Allem unterstützten, nicht mehr zurück in ihr Haus gelassen, in dem sie seit 47 Jahren wohnte. Jetzt wohnt sie mit ihrem Sohn in dessen Haus weiter weg vom Fluss, das davor vermietet wurde. Bei beiden Überschwemmungen war sie in privaten Unterkünften von Familienangehörigen.

5. Dateninterpretation

5.1 Der Überschwemmungsprozess

Überschwemmungen weisen genauso wie Resilienz einen Prozesscharakter auf, da sie im Vergleich zu anderen Naturkatastrophen langsam kommen und einigermaßen vorhersehbar sind. Dieser umspannt die Prävention, die direkte Konfrontation, die Wiederherstellungsarbeiten hinterher und bestenfalls Verbesserungen für eine eventuelle zukünftige Überschwemmung. Die Eckpfeiler des Überschwemmungserlebens waren dabei für die einzelnen Frauen sehr ähnlich und wird im Folgenden kurz darstellt, um die unter 5.2 dargestellten Kategorien besser kontextualisieren zu können.

Alle, auch die verantwortlichen Mitarbeiter in den entsprechenden Institutionen, haben die Überschwemmung 2007 unterschätzt, weswegen es sehr viel mehr materielle Verluste und psychische Probleme bei den Betroffenen gab als bei der zweiten großen Überschwemmung 2010. Da hatten alle schon die Erfahrung von 2007, deswegen konnten sie besser mit der Situation umgehen und



Abbildung 10: Die Überschwemmung 2007 (SINAE 2008)

haben adäquater auf die Situation reagiert, es gab also weniger Verluste und Probleme. Seitens des CECOEDs bzw. der Gemeinde war bei beiden großen Überschwemmungen vor allem über Fernsehen und Radio vor den Überschwemmungen gewarnt worden, auch wenn 2007 die Überschwemmung nicht als so groß angekündigt war. Unter anderem gab es auch Anweisungen des CECOEDs betreffend Vorsichtsmaßnahmen bei der Rückkehr.

Für alle meiner Interviewpartnerinnen war das Schlimmste im Überschwemmungsverlauf das meist überstürzte Zurücklassen des Hauses und die Wiederkehr in ein schmutziges, stinkendes, kaputtes Zuhause, das mit viel Mühe und Energie wieder hergerichtet werden musste. *„Y después volver. Ver la casa. Dejaste la casa de una forma y encontrarla de otra. Eso es lo peor. Porque estás como 15 días tratando de arreglarla. De pintarla. De sacarle todo lo que le quedó adentro. Además el panorama. El patio parece todo negro. Y el olor es espantoso.“* (Lorena) Gerade bei den Säuberungs- und Aufräumarbeiten hatten die Frauen meistens keine Unterstützung von außerhalb des Haushaltes, außer meine betagten Interviewpartnerinnen, die alleine dazu nicht in der Lage gewesen wären.

Die materiellen Verluste haben sich bis auf bei zwei Haushalten¹⁸ innerhalb von Grenzen bewegt, die für meine Interviewpartnerinnen kein ernsthaftes Problem dargestellt haben, obwohl sie alle aus bescheidenen Verhältnissen kommen und manche von ihnen am Existenzminimum leben. Gerade

¹⁸ Die Haushalte von Elida und Maria sowie von Andrea, deren ökonomische Lebensgrundlage von der Überschwemmung mitbetroffen war.

bei diesen Interviewpartnerinnen haben sich die materiellen Verluste in Grenzen gehalten, da sie meistens nicht viel besessen haben, was beschädigt werden konnte. Auch am Haus war das Verlustpotential kleiner, weil hier weniger investiert worden ist und deswegen nach der Überschwemmung keine Holzböden oder ähnliches repariert werden mussten. Über die materiellen Schäden haben meine Interviewpartnerinnen wenig erzählt und meistens auch erst auf mein konkretes Nachfragen hin. Personelle Verluste gab es bei keiner der beiden großen Überschwemmungen, und wenn solche zur Sprache gekommen sind, dann im Zusammenhang mit der Dankbarkeit, dass es sie nicht gab. Nach der Überschwemmung, also nach der Rückkehr ins Haus, ist bei allen das Leben recht normal weitergegangen, außer bei vier Frauen, deren Lebensbedingungen sich durch die Überschwemmungen grundlegend geändert haben.¹⁹ Unter psychischen Folgen haben vor allem die Frauen gelitten, die außerhalb der Überschwemmungszone leben und nur von ein oder zwei Überschwemmungen betroffen waren. Der psychische Verarbeitungsprozess war bei meinen Interviewpartnerinnen mit großer Überschwemmungserfahrung einfacher.

Bei den verschiedenen Phasen des Überschwemmungserlebens machten oft Kleinigkeiten oder Zufälle einen großen Unterschied für die Frauen, indem sie ihnen die Anpassung und Bewältigung der schwierigen Umstände erleichterten oder erschwerten. Bei Andrea beispielsweise war es der Schlüssel für das Klo auf der Plaza, auf der sie zelteten, der ihnen ein Minimum an Grundbedürfnisbefriedigung ermöglichte. *„Tuvimos la ayuda de la muchacha que era plazera en ese entonces. Que nos daba la llave del baño de la plaza y la teníamos nosotros la llave.“* (Andrea)

5.2 Interviewanalyse und Kategorisierung

Ausgehend von meiner Forschungsfrage habe ich die Interviews mit den Frauen kodiert. Mein Fokus lag also auf der Bedeutung der äußeren Faktoren für die Resilienz der Frauen im Umgang mit den Überschwemmungen. Dabei musste ich einige psychologische Aspekte ausklammern, die primär im Zusammenhang mit den inneren Ressourcen der Frauen stehen und die ich in meine Analyse und Diskussion nicht einbeziehen konnte. Diese ausgeklammerten Aspekte werde ich unter Punkt 5.2.1 kurz erläutern.

Die anderen Kategorien von Punkt 5.2.2 bis 5.2.10 stehen in direktem Zusammenhang mit der Resilienz der Frauen und ihrer Haushalte sowie mit äußeren Ressourcen bzw. Faktoren. Neben der Tatsache, dass jede Frau mit ihrem Haushalt auf ihre Art ein Einzelfall war und sich nicht verallgemei-

¹⁹ Elida und Maria sowie Andrea wegen der Betroffenheit ihrer ökonomische Lebensgrundlage, außerdem Maria Teresa, weil sie nach der Überschwemmung 2010 in das Haus ihres Sohnes umgesiedelt worden ist.

nern lässt, verbinden die Frauen bestimmte Elemente und Strukturen, die auf ihre Resilienz einen Einfluss hatten. Diese überschneiden sich teilweise und beeinflussen sich gegenseitig. Diese Kategorien sind:

1. Wohnort, Verwurzelung und Wohnform
2. Betroffenheit der ökonomischen Lebensgrundlage
3. Familiäre Situation
4. Überschwemmungserfahrung
5. Unterstützung aus dem persönlichen Umfeld außerhalb des Haushaltes
6. Materielle Verluste und die finanzielle Haushaltssituation
7. Evakuierung und Evakuierungsunterkunft
8. Umsiedlungsoptionen
9. Öffentliche Unterstützung und der Zugang dazu

5.2.1 Individualpsychologische Aspekte und innere Ressourcen

Individualpsychologische Aspekte sind vor allem für das persönliche Überschwemmungserleben der Frauen zentral, haben aber auch manchmal direkte Auswirkung auf die soziale und ökonomische Resilienz der Frauen. Sämtliche individualpsychologische Aspekte in meine Analyse einzubeziehen hätte jedoch ein sehr weites und komplexes Feld eröffnet, was den Rahmen der vorliegenden sozialwissenschaftlich orientierten Arbeit gesprengt hätte. Psychologische Aspekte spielen in jeder der nachfolgenden Kategorien auf die eine oder andere Art eine Rolle, manchmal recht offensichtlich, manchmal eher versteckt, und werden an den jeweiligen Stellen erläutert. Auch hier wird wieder die Verbindung zwischen der individuellen Ebene der Frauen und der Haushaltsebene sichtbar. Ein Beispiel hierfür wird in der Aussage von Rosa sichtbar, in der es um die Ursache der fehlenden Unterstützung bei den Aufräumarbeiten geht, von denen mir viele Interviewpartnerinnen erzählt haben. *„Aparte a veces estas sola por elección tambien. Porque si vos vivis en un lugar, no te abris a nada, no ayudas a nadie, no buscas nada. Es lo otro. [...] Es por elección tuya.“* (Rosa) Individuelle Charaktereigenschaften beeinflussen auch andere Punkte, die entscheidend sein können bei der Überschwemmungsbewältigung, beispielsweise bei der Ablehnung von Spenden. Auch das Bewusstsein über die Überschwemmung und die Gefahrenereinschätzung, unter anderem hinsichtlich einer eventuellen zukünftigen großen Überschwemmung, sind individuell verschieden. Manche

Frauen bereiten sich früher vor, andere später, manche nehmen das Risiko sehr ernst, andere weniger. Solche Charaktereigenheiten beeinflussen den Umgang mit der Überschwemmung und alles, was damit zusammenhängt. „[T]u siempre podés sacar todo antes. Siempre tenés el aviso previo. Claro que uno no quiere salir. Porque piensa que no, que no va a seguir subiendo. Con un poco de cordura vos sabés que tenés que salir.“ (Lilián)

Einige psychologischen Aspekte hatten also einen direkten und sichtbaren Einfluss auf die einzelnen Kategorien und stehen mit äußeren Ressourcen in Verbindung. Meine Interviewpartnerinnen haben in ihre Erzählungen jedoch auch Dinge einbezogen, die in keiner direkten Verbindung zu äußeren Faktoren stehen, sondern sich ausschließlich auf innere Ressourcen beziehen. Diese habe ich nicht in meine Analyse einbezogen, werde die Wichtigsten im Folgenden jedoch kurz erläutern, da sie für ein ganzheitliches Verständnis des Überschwemmungserlebens der Frauen notwendig sind.

Grundsätzlich kann man sagen, dass starke und selbstbewusste Frauen den Überschwemmungsverlauf zumindest psychisch leichter bewältigt haben, auch wenn natürlich jede Einzelne während der Überschwemmung Momente der Verzweiflung und Hilflosigkeit durchlebt hat. „Ese [cañado] estaba ya en el borde, por desbordarse. Y ahí empezó la desesperación. [...] Y ya estaba cayendo la noche y no aparecía nadie. Y yo estaba con todas las cosas acá dentro. Allá a la hora de que había quedado sola y desesperada yo.“ (Tamara)

Für fast alle Frauen gab es ein psychisches Vorher und Nachher, gerade diejenigen, die nur ein oder zwei Überschwemmungen miterlebt haben, sprachen von Traumata, nicht nur von ihnen selbst, sondern auch von ihren Kindern. „Y la rotura [...] lleva mucho tiempo, y no solo eso, sino en ese momento de repente te das cuenta de lo que si encierra emocionalmente y psicológicamente. Psicológicamente es un antes y un despues de la creciente que te marca, te deja marcado. [A]hi es donde te das cuenta que tenes que tener [...] algo a que aferrarte porque si no, como que todo, nada vale la pena. Y también nos da, a nosotros como creyentes nos da el valor y el aprender de que tenemos un ser superior que todo lo puede.“ (Rosa)

Rosa ist eine gläubige Mormonin, die sich während unseres Interviews immer wieder auf ihren Glauben bezieht. Ihre Religion und ihr Vertrauen in Gott ermöglichen ihr den positiven Blick in die Zukunft und bilden für sie einen höheren Referenzpunkt bei dem Blick auf die eigene Situation, was ihr deren Relativierung ermöglicht. „Eso es el máximo sostenimiento, es la fé.“ (Rosa) Manche Frauen hatten also eine innere Kraftquelle die ihnen während der Überschwemmung geholfen hat. Das kann Glaube und Religiosität sein, das Verantwortungsgefühl den Kindern gegenüber oder genauso eine unabhängige innere Stärke. Manche Frauen konnten in den schwierigen Situationen

während der Überschwemmung innere Kräfte aktivieren, die ihnen bei der Lösung der auftauchenden Probleme und bei der psychischen Bewältigung geholfen haben. *„Por supuesto te sentís triste. Salís de tu casa, salís de tus costumbres. Pero es algo que te pasa y lo tenés que superar.“* (Lilián) *„No me cambió en nada eso. Es el momento. Y después hay que superarlo y seguir adelante.“* (Libertad Rosina)

5.2.2 Wohnort, Verwurzelung und Wohnform

Ob eine Frau mit ihrem Haushalt von einer der Überschwemmungen betroffen war oder nicht hängt primär von ihrem Wohnort ab. Auch die Häufigkeit der Überschwemmungsbetroffenheit und damit das Maß der Überschwemmungserfahrung, auf die ich unter Punkt 5.2.3 genauer eingehen werden, hängen von dem Wohnort ab.

Von den Überschwemmungen besonders betroffen sind die Frauen in der Überschwemmungszone. Die Hälfte meiner Interviewpartnerinnen wohnt dort und war dementsprechend schon mit vielen Überschwemmungen und mehreren Evakuierungen konfrontiert. Jede von ihnen wohnt, im Gegensatz zu denjenigen außerhalb der Überschwemmungszone, schon seit mindestens zehn Jahren dort und ist sozial und emotional verwurzelt, der nachbarschaftliche Zusammenhalt ist sehr gut. An den Umsiedlungsprojekten konnten und wollten sie aus verschiedenen Gründen nicht teilnehmen, sie sind also quasi diejenigen, die dort zurückgeblieben sind, nachdem schon ein großer Teil der BewohnerInnen der Überschwemmungszone nach der Überschwemmung 2007 umgesiedelt wurde. Die Gründe, warum sie in die Überschwemmungszone gezogen sind, sind sehr verschieden. Bei Lilián war es Unwissenheit, bei einigen war es schlicht der Mangel an ökonomisch realisierbaren Alternativen, bei Rosa war es das Gefühl, an diesen Ort zu gehören und Maria Ester lebt ihr Leben lang schon in ihrem Haus. Aus der Überschwemmungszone wegzuziehen ist eigentlich nur im Rahmen eines staatlichen Umsiedlungsprojektes möglich, was ich unter Punkt 5.2.4 noch genauer erläutern werde.

Die andere Hälfte meiner Interviewpartnerinnen wohnt außerhalb der Überschwemmungszone, einige wohnen erst seit wenigen Jahren dort. Zwei von ihnen sind erst nach der Überschwemmung 2007 in ihr Haus eingezogen und haben nicht damit gerechnet, dass es noch eine „historische“ Überschwemmung geben würde, abgesehen davon haben ökonomische Gründe ihnen keine große Wahl gelassen. Die anderen, die von beiden großen Überschwemmungen betroffen waren, haben bei ihrem Einzug bzw. Hausbau nicht damit gerechnet, dass es jemals eine so große Überschwemmung geben würde, von der auch Häuser außerhalb der Überschwemmungszone betroffen wären.

Die von den beiden großen Überschwemmungen betroffenen Stadtteile gehören alle zu den marginalisierteren mit einem niedrigeren sozio-ökonomischen Niveau. In der Überschwemmungszone ist Wohnen grundsätzlich billiger. Auch die von den großen Überschwemmungen betroffenen Viertel außerhalb der Überschwemmungszone sind billiger als jene nah am Stadtzentrum, in denen die wohlhabenderen Bewohner Durazos leben und die so weit weg sind vom Fluss, dass sie bisher von keiner Überschwemmung betroffen waren. Unabhängig davon, ob es sich um eine Überschwemmungszone handelt oder nicht, gibt es in vielen der betroffenen Haushalte noch keine Abwasser Versorgung, sondern nur Sickergruben, in die auch das Abwasser der Toilette geleitet wird. Dadurch wird ein Problem verschlimmert, das für die Frauen ohnehin eines der Schwierigsten war, nämlich die Rückkehr und das Saubermachen. *„Una cosa es, notamos nosotros distintos, cuando no había saneamiento, las casas quedaron de una forma. Y ahora que hay saneamiento, como toda la red brota es totalmente diferente el olor, el proceso, todo, que queda en las casas. Toda la materia que retrocede ahí.“* (Rosa)

Drei meiner Interviewpartnerinnen wohnen in Santa Bernardina, dem einzigen Viertel von Durazo auf der anderen Seite des Flusses. Dieses Viertel ist nicht nur geografisch abgetrennt von Durazo, sondern auch strukturell und sozio-kulturell. Meine Interviewpartnerinnen aus Santa Bernardina betonten die Eigenheit der Bewohner dieses Viertels, den nachbarschaftlichen Zusammenhalt und damit zusammenhängend auch den Unwillen, in hochwassersichere Häuser in einem anderen Viertel zu ziehen. Diese Abtrennung vom Rest von Durazo führt jedoch auch zu Marginalisierung. In der Studie des GGIR über die Überschwemmung 2010 wurde Santa Bernardina nicht berücksichtigt und eine meiner Interviewpartnerinnen meinte hinsichtlich der Verteilung von Hilfsgütern, dass sie immer als letzte von allem erfahren, was in der Stadt vor sich geht. Insofern kann der Wohnort auch den Zugang zu öffentlicher Unterstützung beeinflussen.

Das geschieht auch auf eine andere Weise. Denn die staatlichen Umsiedlungsprojekte, die es gab, waren nur für diejenigen in der Überschwemmungszone zugänglich. *„Porque esa ayuda que iba a venir después de la creciente. Que vinieron arquitectos que vinieron todos. Fue para los lugares a donde la tapó la casa. No vino para estos lados. Fue para donde están mas abajo. Les dieron las viviendas, rompieron las casas.“* (Lorena)

Auch die Wohnform spielt eine Rolle, also ob meine Interviewpartnerinnen Eigentümerin, Mieterin oder „Besitzerin“ ist. Keine meiner Interviewpartnerinnen war Mieterin, bei allen bis auf Mercedes und Adriana, die weder offizielle Eigentümerinnen noch Mieterinnen sind, befindet sich das Haus im Besitz der Frauen bzw. eines anderen Haushaltsmitglieds²⁰, was sie für Schäden am Haus allein

20 Auf den ersten Blick mögen meine Interviewpartnerinnen durch den Besitz eines Hauses wohlhabend erscheinen, im

verantwortlich macht. *„Y cuando es tu casa propia... porque cuando eres inquilino capaz que vas y le reclamás al propietario. Yo soy la propietaria de la casa. Entonces todo sale de tu bolsillo. Después el arreglo, la pérdida de tiempo.“* (Lilián)

5.2.3 Überschwemmungserfahrung

Die Überschwemmungserfahrung ist ein zentraler und komplexer Aspekt bei der Resilienz im Umgang mit den Überschwemmungen. Primär hängt sie natürlich mit dem Wohnort zusammen, überschneidet sich jedoch auch mit nahezu allen anderen Kategorien. Sie liegt sozusagen dem kompletten Resilienzprozess zugrunde und beeinflusst das gesamte Erleben der Überschwemmungen, die Anpassungsfähigkeit an die veränderten Umstände und Herausforderungen vor, während und nach den Überschwemmungen. Meine Interviewpartnerinnen in der Überschwemmungszone waren schon mit vielen Überschwemmungen konfrontiert und mussten alle mindestens bei beiden großen Überschwemmungen evakuiert werden, die meisten jedoch schon deutlich öfter. Doch auch bei den Frauen die nur von den beiden großen Überschwemmungen betroffen waren, lässt sich beobachten, wie sie durch die Erfahrung von 2007 schon besser vorbereitet waren bei der Überschwemmung 2010.

Es können drei Stufen der Überschwemmungserfahrung unterteilt werden:

Zum Einen gibt es die Frauen, die schon mit vielen Überschwemmungen konfrontiert waren. Von meinen Interviewpartnerinnen waren das Mercedes, Adriana, Libertad Rosina, Elida und Maria, Maria Ester und Lilián. Sie haben im Laufe der Jahre Techniken und teilweise eine Art Routine bei Ablauf und Umgang mit den Überschwemmungen entwickelt, vor allem was Risikoeinschätzung, Vorbereitung, Evakuierung und die Arbeiten hinterher betrifft. *„Nosotros ya estamos acostumbrados. Que cuando viene allá o ahí. La miramos cuando viene lento. Marcamos con un palito si sube o baja. Cuando pasa el alambrado ya empezamos a embolsar las cosas.“* (Mercedes) Frauen mit viel Überschwemmungserfahrung waren schon mit den verschiedensten Problemen konfrontiert, die im Zusammenhang mit Überschwemmungen auftreten können. *„Nosotros hemos estado en cantidad de inundaciones y hemos visto de todo. Gente buena, gente mala. Gente que te roba.“* (Mercedes) Die beiden großen Überschwemmungen wurden von ihnen im Allgemeinen als weniger einschneidend wahrgenommen, sondern eher als zwei größere Überschwemmungen neben mehreren kleineren. *„No, en ese sentido no [cambió nada la creciente]. Lo que pasa es que yo me crié cerca.*

uruguayischen Inland ist dies jedoch mit einem sehr viel geringerem finanziellen Aufwand verbunden wie in Österreich oder Deutschland. Dafür spricht auch der Umstand, dass 62% der in der GGIR Studie Befragten EigentümerInnen ihrer Häuser sind (Vgl. GGIR 2010:23).

Entonces siempre veía que llegaba la creciente. No nos sacaba. Pero veía gente, cuando le sacaba a la gente. No me cambió en nada eso. Es el momento. Y después hay que superarlo y seguir adelante. [...] [A] mí me saca y vuelvo.“ (Libertad Rosina)

Dann gibt es diejenigen, die nur von den beiden großen Überschwemmungen betroffen waren. Das waren Maria Teresa, Nilsa, Rosa und Andrea. Jede von ihnen meinte, dass sie 2010 organisatorisch schon besser vorbereitet waren als 2007. *„En el 2010 no [se rompió] tanto, porque, yo te digo, fue distinta la prevención porque dijimos, si llegó tanto, no sabemos hasta cuanto va a llegar este. Entonces tuvimos otro tipo de precaución.“* (Rosa) Auch bezüglich der Arbeiten hinterher hatten die meisten 2010 weniger Probleme als 2007. *„Uno estaba mas conciente [en la del 2010] de lo que era. Iba mas rápido en la limpieza. En la primera uno se ponía tapaboca y todo. En la segunda ya iba mas guerrera. Lo que quería era volver.“* (Andrea) Außer Nilsa haben alle Frauen in dieser Stufe der Überschwemmungserfahrung angegeben, dass sie die zweite Überschwemmung auch psychisch besser verkraftet haben als die erste. Überschwemmungserfahrung entsteht also schon nach einer einzigen erlebten Überschwemmung, bei manchen Frauen mehr, bei manchen weniger. Andrea, die ich als eine starke, findige Frau kennengelernt habe, hat sich z.B. nach der ersten Überschwemmung einen wasserfesten Schrank aus Beton gebaut, der die zweite Überschwemmung ohne Schaden überstanden hat.

Als drittes gab es die Frauen, die nur von der Überschwemmung 2010 betroffen waren, weil sie 2007 noch nicht in dem Haus gewohnt haben, Lorena und Tamara. Für sie war die Konfrontation mit der Überschwemmung eine neue, einschneidende Erfahrung. *„Es horrible. Espantoso. Todos se habían ido principalmente a llevar a las nenas y cuando me quedé sola acá dije: ay, Dios! Que hago, que hago! Muy feo. Capaz que hay personas que viven en zonas inundables. Es que ya están acostumbrados. Pero como a mí jamás me tocó vivir una situación así. Para mí fué espantoso.“* (Tamara)

Man kann jedoch nicht pauschal sagen, dass sich eine große Überschwemmungserfahrung durchwegs positiv auf die Resilienz meiner Interviewpartnerinnen im Umgang mit den Überschwemmungen ausgewirkt hat. Natürlich werden die Frauen mit zunehmender Überschwemmungserfahrung routinierter im Umgang mit ihnen, haben mehr Wissen über Art und Zugang zu öffentlicher Unterstützung und weniger Hemmungen, diese anzunehmen. Durch die konstante Konfrontation mit Überschwemmungen sind diese zu einem beinahe „normalem“ Teil des Lebens der Frauen in der Überschwemmungszone geworden, dem sie mit über die Jahre gewachsenen Strukturen begegnen. Doch von Ereignissen, die sich außerhalb dieses „Normalen“ abspielen, wie die beiden großen Überschwemmungen 2007 und 2010, sind sie genauso überrascht wie diejenigen ohne Über-

schwemmungserfahrung. Bei einer der üblichen Überschwemmungen ist die weit verbreitete Praxis in der Überschwemmungszone, die Sachen im Haus einfach hoch zu räumen und sich eine Evakuierungsunterkunft möglichst in der Nähe zu suchen. Dasselbe haben sie auch 2007 gemacht, was wie bei allen anderen auch zu hohen materiellen Verlusten führte, weil die hoch geräumten Sachen durch den unerwarteten Anstieg des Wassers zerstört wurden. Außerdem mussten manche mehrmals ihre Evakuierungsunterkunft wechseln, weil das Wasser auch dort angekommen war, was eine zusätzliche große Belastung war. Bei der Überschwemmung von 2010 waren sie, wie alle Betroffenen, dann schon um eine Erfahrung reicher und haben die Gefahr nicht mehr unterschätzt, sondern fast alle Sachen mitgenommen bei der Evakuierung und sich eine weiter entfernte Unterkunft gesucht.

Es gibt auch negative Auswirkungen einer großen Überschwemmungserfahrung. Durch die Anpassung, ein zentrales Element von Resilienz, und die Wahrnehmung von Überschwemmungen als etwas Normales sinkt die Wahrscheinlichkeit, dass die Frauen aus der Überschwemmungszone wegziehen, womit sie die Gefahr, von noch einer Überschwemmung betroffen zu sein, minimieren würden. „*Si viene la creciente uno se va y vuelve.*“ (Elida) Diesen Satz habe ich nicht nur von Elida gehört, sondern auch von anderen Frauen in der Überschwemmungszone. Die Überschwemmung als neues, einschneidendes Erlebnis, wie sie z.B. Lorena und Tamara erlebt haben, kann auch Vorteile haben. „*Afectó por un lado en el buen sentido. Decir: Ta, voy a cambiar la cabeza. Voy a seguir haciendo algo para poder salir de esto. Esto no lo quiero. Y no quiero que mis hijas pasen de nuevo por eso. Y después quedó ese miedo. O sea afectó por un lado bien y por otro lado que queda ese miedo.*“ (Tamara)

Keine Überschwemmungserfahrung zu haben kann also zwei Seiten haben. Die Konfrontation mit völlig neuen Problemen, auf die man nicht vorbereitet ist, führt zu größeren psychischen Problemen und tendenziell größeren Schäden am Haus, das weniger überschwemmungsfest ist. Jedoch mit der positiven Kehrseite, dass unter Umständen gerade durch den Leidensdruck der Wille wächst, die eigene Lebenssituation langfristig zu verbessern und die Überschwemmung als Wendepunkt wahrzunehmen.

Der Zusammenhang zwischen Überschwemmungserfahrung, Prävention und Schäden am Haus lässt sich jedoch nicht verallgemeinern sondern hängt auch ein Stück weit von dem Charakter der Betroffenen ab. Mercedes und ihre Haushaltsmitglieder beispielsweise evakuieren sich immer frühzeitig und nehmen alles mit, was natürlich auch dadurch erleichtert wird, dass sie nicht viel besitzen. Ihre direkte Nachbarin Adriana und ihre Familie hingegen haben ihr Haus nur bei den beiden großen Überschwemmungen verlassen. Das hängt jedoch auch mit der Familiensituation zusammen, denn

Mercedes hat nur einen Jugendlichen in ihrem Haushalt, Adriana dagegen drei Kinder und eine Jugendliche.

Überschwemmungserfahrung kann auch weitergegeben werden. Nilsa beispielsweise, die nur von den beiden großen Überschwemmungen betroffen war, hat von der Erfahrung von anderen profitiert. „*Y gente con experiencia entonces nos daban ejemplos de que podíamos hacer.*“ (Nilsa)

5.2.4 Umsiedlungsoptionen

Alle meine Interviewpartnerinnen haben sich mit der Frage beschäftigt, an einen überschwemmungssicheren Ort zu ziehen, was die bestmögliche Anpassung an das Phänomen Überschwemmung wäre. Aufgrund des unvorhersehbaren Verhalten des Flusses, das er 2007 und 2010 an den Tag gelegt hat, sind wenige Wohnorte in Durazno absolut sicher vor Überschwemmungen, im Grunde kann lediglich deren Wahr-



Abbildung 11: Durch die Überschwemmung 2007 unbewohnbar gewordenes Haus (SINAE 2008)

scheinlichkeit gesenkt werden. Außer Maria Teresa, die von ihren Kindern nicht in ihr altes Zuhause zurück gelassen worden ist, wohnen alle aus verschiedenen Gründen noch in ihrem Haus. Deswegen ist sie, neben meinen Interviewpartnerinnen, deren ökonomische Lebensgrundlage betroffen war, die Einzige, deren Lebensumstände sich durch die Überschwemmungen grundsätzlich geändert haben. „*Me cambió [la vida] porque no estoy en mi casa. Y la hicimos con mucho sacrificio. Es linda mi casa. Yo digo si la pudiera levantar y llevarla a otro lado. Cambió mi vida, si. Ya tenía mis vecinos de toda la vida. Viste porque el vecino es el primer familiar.*“ (Maria Teresa)

Die Nachbarschaft spielt bei dem Thema Umsiedlung eine große Rolle. Da gerade bei den Frauen in der Überschwemmungszone der nachbarschaftliche Zusammenhalt sehr gut ist, fällt bei ihnen die Bereitschaft, in ein anderes Viertel zu ziehen, besonders klein aus. Doch bisher hatten ausschließ-

lich sie Zugang zu den staatlichen Umsiedlungsprojekten. Diejenigen in der Überschwemmungszone, die zu einer Umsiedlung bereit waren, sind bereits weggezogen. Meine Interviewpartnerinnen waren sozusagen der harte Kern, der aus verschiedenen Gründen nicht an den Umsiedlungsprojekten teilnehmen konnte oder wollte. Adriana und Mercedes konnten nicht teilnehmen, weil niemand in ihrem Haushalt offizieller EigentümerIn war, für Elida und Maria kamen die kleinen Häuser nicht infrage wegen der Kühe, die sie damals noch hatten, die anderen wollten einfach nicht, weil ihnen die Häuschen für ihre Familie zu klein waren oder sie ihre gewohnte Umgebung nicht verlassen wollten. *„Yo no pienso, yo ya ahora a la edad mia, irme de acá, no me voy. Nadie de la que estamos por acá, nadie, nadie.“* (Maria Ester)

Aus ökonomischen Gründen ist jede Umsiedlung aus einem Haus, das überschwemmt wurde, schwierig. Die Häuser in der Überschwemmungszone sind generell so wenig wert, dass eine Umsiedlung nur im Rahmen eines staatlich geförderten Projektes möglich ist. Außerhalb der Überschwemmungszone ist es wegen des Wertverlusts der Häuser auch sehr problematisch, wie unter Punkt 5.2.6 genauer ausgeführt wird. Bei Andrea erschwert zusätzlich der ökonomische Langzeitschaden, der durch die Überschwemmungen verursacht wurde, die Umsiedlung in eine Gegend mit niedrigerem Überschwemmungsrisiko. *„[C]ompramos un terreno que hace poquito lo terminamos de pagar y está lejos. Pasa que cuesta hacer la casa. Y en un lugar a donde no la agarre la creciente. Pero falta lo material. Que es lo mas caro. Vamos a ver. Muchas cuentas. Eso es algo que hizo la creciente. Meterte en créditos y cuentas.“* (Andrea)

5.2.5 Betroffenheit der ökonomischen Lebensgrundlage

Bei zwei meiner Interviewpartnerinnen war ihre ökonomische Lebensgrundlage von den Überschwemmungen direkt betroffen. Diese beiden waren zusammen mit Maria Teresa die Einzigen, deren Lebensumstände sich durch die Überschwemmungen einschneidend verändert haben. Der Neustart nach den beiden großen Überschwemmungen war für sie viel schwieriger als für die anderen Frauen. Die Evakuierung und die Frage der Evakuierungsunterkunft sind komplizierter und die potentiellen materiellen Schäden höher, je mehr wertvolle oder wichtige Gegenstände es im oder um den Haushalt herum gibt. Die Frauen mussten hier viel präventiver, weitsichtiger und besser organisiert sein.

Andrea und ihr Laden waren von beiden großen Überschwemmungen betroffen, in der ersten 2007 hat sie neben den Verlusten in ihrem Haushalt fast alle Waren ihres Ladens verloren, in der Überschwemmung von 2010 weitaus weniger. „En la primera creciente perdí todo porque nunca pensamos que iba a llegar



Abbildung 12: Überschwemmte Bäckerei (SINAE 2008)

tan alto. Y subimos muchas cosas y luego estaba todo bajo el agua. En la segunda, con la experiencia de la primera, ya sacámos todo. Pero igual, sacar vitrinas, mercaderías en caja. Eso fué horrible porque no solo las cosas de la casa, de la ropa, los muebles. Las cosas del almacén también.“ (Andrea) Einzig die Lohnarbeit ihres Mannes hat den Haushalt vor dem ökonomischen Ruin gesichert, denn neben den materiellen Verlusten hatte sie auch einen absoluten Einkommensausfall während der Überschwemmung. Eine langfristige ökonomische Folge der Überschwemmungen sind die Kredite, die sie danach aufnehmen musste. „*Eso es algo que hizo la creciente. Meterte en créditos y cuentas. Y uno paga. Y todos los meses tenés que estar pagando. Y no salís mas después que te metés. [...] Y con [eso] nos vinimos muy abajo.*“ (Andrea)

Elida und Maria hatten 2010 viel höhere Verluste als 2007, weil während dieser Überschwemmung zwei ihrer Milchkühe, von denen sie bis dahin gelebt hatten, gestorben sind. Da sie im Gegensatz zu Andrea und ihrem Laden in der Überschwemmungszone wohnen, waren sie schon öfters mit dem Problem der Evakuierung der Kühe konfrontiert gewesen. „*Y con los animales es mas complicado porque a ellos hay que sacarlos mucho antes que nosotros. Uno sacaba las lecheras para asegurarlas y después sacaba lo de uno. Y después que se murieron las dos que habíamos dejado no quize ordeñar mas. Mucho trabajo y las crecientes.*“ (Elida&Maria) Es waren also vor allem der Verlust dieser beiden Milchkühe und das permanente Problem der Überschwemmungen, was Maria dazu veranlasst hat, als Haushaltshilfe zu arbeiten statt vom Milchverkauf zu leben.

Die öffentliche Unterstützung berücksichtigte solche Fälle nicht, es gab zwar Kredite von nicht-staatlichen Institutionen für von der Überschwemmung betroffene Mikrounternehmen, die aber im

Gründe wie normale Bankkredite funktionierten und für Mikrounternehmen langfristig eine große finanzielle Belastung bedeuteten, wie der Fall von Andrea zeigt. Außerdem ist anzunehmen, dass nur offiziell angemeldete Mikrounternehmen Zugang zu diesen Krediten hatten, was in der Praxis sicher nicht alle sind.

Von meinen Interviewpartnerinnen, die ihre ökonomische Lebensgrundlage nicht direkt an den Haushalt angegliedert hatten, gingen die meisten einer Lohnarbeit nach, in der sie ohne große Probleme zumindest für einige Tage während der Aufräum- und Reinigungsarbeiten fehlen konnten. Daraus scheint ihnen kein nennenswerter ökonomischer Schaden entstanden zu sein, keine meiner Interviewpartnerinnen hat diesbezüglich etwas erwähnt.

5.2.6 Materielle Verluste und die finanzielle Haushaltssituation

Bei jeder Überschwemmung gibt es Verluste, das Minimum sind kleinere Schäden am Haus. „*Y pérdidas siempre hay por el hecho de que tu movés toda una casa. Muebles, etc. O sea en mi caso no fueron grandes pérdidas. Lo único que fué el deterioro de la casa.*“ (Lilián) Wie schon weiter oben erwähnt wurde, gab es 2007 sehr viel mehr materielle Verluste als 2010, weil niemand mit einer so großen Überschwemmung gerechnet hat. Weder meine Interviewpartnerinnen in der Überschwemmungszone noch diejenigen außerhalb. 2010 beschränkten sich die materiellen Verluste meistens auf kleinere Schäden am Haus und den Verlust von wenigen Gegenständen. Ein ernsthaftes Problem haben sie nur für diejenigen dargestellt, deren ökonomische Lebensgrundlage direkt betroffen war. Diese beiden Fälle habe ich schon unter Punkt 5.2.5 erläutert. An dieser Stelle geht es um meine anderen Interviewpartnerinnen, da ihre ökonomischen Verluste in einem anderen Zusammenhang stehen und eine andere Bedeutung haben als für Andrea sowie Elida und Maria.

Alle meine Interviewpartnerinnen kommen aus bescheidenen ökonomischen Verhältnissen und für keine waren die finanziellen und materiellen Verluste absolut problemlos zu bewältigen. Vor allem angesichts der Tatsache, dass sie für den Großteil, teilweise sogar für den gesamten, ökonomischen Schaden selbst aufkommen mussten. „*[G]eneralmente después de que te pasa algo en tu casa tenés que apelar a tu bolsillo. Ya lo tenemos incorporado eso.*“ (Lilián)

Einige meiner Interviewpartnerinnen haben erzählt, dass es schwer war, die Verluste zu ersetzen, Sachen wieder zu kaufen oder zu reparieren. Gleichzeitig haben die materiellen und finanziellen Verluste für sie jedoch keine zentrale Rolle gespielt, die meisten meiner Interviewpartnerinnen kamen erst auf mein Nachfragen hin auf dieses Thema zu sprechen. Die persönlichen Erfahrungen, die Evakuierung, die Zeit die sie außerhalb ihres Hauses verbringen mussten, die Rückkehr, das

waren die Dinge, die für sie wichtiger waren und von denen sie mir als erstes erzählt haben. Auf meine Frage, was die schlimmsten Probleme für sie im Zusammenhang mit der Überschwemmung waren, antwortete mir Lorena, die aus sehr bescheidenen finanziellen Verhältnissen kommt: „*Me afectó en el sentido de acarrear todo para un lado. Venir todos los días. Para bichar*²¹. [...] *Eso es lo que mas nos afectó de irnos. Que te agarrara con el agua adentro. Que te estropee lo poco que tenés. Como que uno se acostumbra a esas cosas. Pero te duele que los niños lo pasen. [...] Lo material está porque va y viene. Pero uno que se enferma. Y los hijos chicos. Va y viene hasta cierto punto porque uno es humilde, cuesta comprar de vuelta las cosas.*“ (Lorena) In dieser Aussage verweist sie zwar auf die prekäre ökonomische Situation ihres Haushaltes, insbesondere im Zusammenhang mit der Überschwemmung, relativiert sie aber im Kontext anderer Probleme wieder.

Einige meiner Interviewpartnerinnen haben betont, wie froh und dankbar sie sind, dass sie nur materielle Verluste hatten, und dass niemand krank geworden oder gar gestorben ist. Einigen Frauen hat auch der Vergleich mit schwereren Situationen geholfen, um die eigenen Verluste zu relativieren. Andrea beispielsweise hat ihre Situation mit dem Erdbeben in Japan verglichen, was ihre eigenen Verluste in ein anderes Licht rückte, andere Frauen haben ihre Situation mit schwerer Betroffenen derselben Überschwemmungen in Relation gesetzt.

Abgesehen von den direkten ökonomischen Verlusten hat vor allem für diejenigen, die nur von den beiden großen Überschwemmungen betroffen waren, der Wertverlust ihres Hauses eine große Rolle gespielt. Denn dadurch ist eine Umsiedlung in ein hochwassersicheres Haus weit weg vom Fluss finanziell unmöglich geworden. Der Verkauf oder die Vermietung ihres Hauses würden niemals genug einbringen, um für sie selbst in einer anderen Wohngegend etwas kaufen oder mieten zu können. Sonst kann kein großer Unterschied hinsichtlich der materiellen und finanziellen Schäden zwischen meinen Interviewpartnerinnen inner- und außerhalb der Überschwemmungszone gemacht werden. Tendenziell sind die Schäden am Haus bei denjenigen, die schon von vielen Überschwemmungen betroffen waren, aufgrund ihrer Überschwemmungserfahrung etwas kleiner ausgefallen.

Je nach finanzieller Haushaltssituation war es für meine Interviewpartnerinnen mehr oder weniger schwierig, mit den materiellen Verlusten zurecht zu kommen. „*En sí nos afectó en el sentido de que no teníamos trabajo. [...] La plata no es la felicidad pero ayuda. Pero no sé si hubiese sido diferente porque la creciente nos hubiera sacado igual. Por supuesto que la plata ayuda y mucho.*“ (Lorena) Die Grundprobleme, welche die Überschwemmung mit sich bringt, bestehen also unabhängig von der finanziellen Haushaltssituation, doch die Problematik von ohnehin schon prekären

21 Uruguayisches Spanisch für *sehen, nachsehen*.

Haushaltsfinanzen spitzt sich durch die Verluste einer Überschwemmung zu. Grundsätzlich kann man sagen, je weniger Dinge man besitzt, desto weniger kann man verlieren. Je weniger Geld man jedoch hat, desto schwieriger ist es, Verluste zu ersetzen, auch wenn es nicht viele waren. Man muss also die Relation zwischen den materiellen Verlusten und den finanziellen Möglichkeiten der Betroffenen beachten.

5.2.7 Familiäre Situation

Für Frauen mit Kindern, besonders mit Babys, Kleinkindern oder – wie im Fall von Rosa – behinderten Kindern, war der Umgang mit der Überschwemmung viel schwieriger, da sie als Mütter die Hauptverantwortung für die Kinder getragen haben. Die Verantwortung gegenüber den Kindern kann unter Umständen zwar auch eine Triebkraft sein, erschwert den Umgang mit den Problemen, die die Überschwemmung mit sich bringt, jedoch fundamental. Frauen mit kleinen Kindern waren in ihren Evakuierungsunterkünften in wesentlich beengteren Verhältnissen und mussten wegen der erhöhten Krankheits- und Infektionsgefahr länger warten, bis sie in ihr Haus zurück konnten. *„Tener a los [cuatro] nenes en una habitación de 4 x 4 [metros], imagínate! [...] No había ninguna solución. Solo esperar que el agua bajara. Y ahí pasamos un mes. Porque tuvimos que esperar que bajara del todo. Limpiar. Esperar que se seque todo. [...] No quería traerlos para que se me enfermen.“* (Lorena)

Berufstätige Mütter waren nach der Überschwemmung mit der dreifachen Belastung Arbeit – Kinder – Aufräumarbeiten konfrontiert. Auch die Organisation des Alltags in der Evakuierungsunterkunft war eine größere Herausforderung, da die Koordinierung der verschiedenen Aufgaben und Bedürfnisse in einer Familie mit mehreren Kindern grundsätzlich komplizierter ist. Zusätzlich zu den eigenen traumatischen Erfahrungen mussten sie sich auch mit den Traumata der Kinder auseinandersetzen. *„Lo peor de todo son los chiquitos. El mas chiquito salía y si llovía se tapaba los oídos y decía „no quiero que llueva, nos tenemos que ir de acá“. Es desesperante.“* (Andrea)

Der Geschlechterunterschied im Zusammenhang mit der Resilienz im Umgang mit den Überschwemmungen liegt also primär in der Mutterschaft einer Frau. Frauen ohne Kinder waren während der Überschwemmung keinen wesentlich anderen äußeren Einflüssen ausgesetzt als Männer. *„Y como mujer es una experiencia que te da la responsabilidad de tener que contener cuando hay niños. No solamente en mi caso. Caso de todas. Te encontras de repente con una nada para poder seguir adelante con tu familia. [...] Más allá de tu nerviosismo y mal que te sientas tenes que conte-*

*ner a toda la familia, poderla reunir, poderla más o menos explicar lo que significa y lo que va a pasar y que todo va a volver a estar y van a estar sus chiches, sus cosas*²².“ (Rosa)

Manche meiner Interviewpartnerinnen waren als Alleinverantwortliche für ihre Familie mit der Überschwemmung konfrontiert. Entweder aufgrund ihres Familienstandes, weil sie ohne Partner mit ihren Kindern bzw. Enkelkindern leben, wie Lilián und Elida, oder aufgrund der Abwesenheit ihres Partners während der Überschwemmung, wie in Tamaras Fall. Auf meine Frage nach ihrem Familienstand und ob sie sich als die Verantwortliche während der Überschwemmung gefühlt hat, antwortete mir Lilián „*Si, por supuesto. Responsable de tener a tu familia en esa situación.*“ (Lilián)

Außerhalb der Familienmitglieder im Haushalt haben alle meine Interviewpartnerinnen von ihrer Familie innerhalb von Durazno profitiert, sofern sie eine hatten. Von ihr wurden sie in verschiedenen Bereichen unterstützt, ohne im Überschwemmungsverlauf für sie verantwortlich zu sein. Im Zusammenhang mit der Unterstützung aus dem persönlichen Umfeld ist die familiäre Situation außerhalb des Haushaltes sehr wichtig für die Anpassung und die Bewältigung der Überschwemmung.

5.2.8 Unterstützung aus dem persönlichen Umfeld außerhalb des Haushaltes

Alle meine Interviewpartnerinnen hatten in irgendeiner Form Hilfe und Unterstützung von Nachbarn, Freunden, Bekannten oder ihrer Familie außerhalb ihres Haushalts. Keine von ihnen war mit ihren Haushaltsmitgliedern komplett alleine im Verlauf der Überschwemmung. Die einzige Phase, während der die wenigsten meiner Interviewpartnerinnen Unterstützung von außerhalb des Haushaltes hatte, war der Säuberungs- und Aufräumprozess, der von allen als einer der schwierigsten Aspekte der Überschwemmung genannt wurde.

Bei fast allen haben die Nachbarn in irgendeiner Form geholfen, auch wenn sie meistens in derselben Situation waren. Meistens durch Hilfe bei der Evakuierung und beim Bewachen der überschwemmten Häuser als Schutz vor Plünderungen. Besonders bei meinen Interviewpartnerinnen die recht verwurzelt sind an ihrem Wohnort und seit vielen Jahren dieselben Nachbarn haben war das der Fall. Am meisten hat Rosa aus Santa Bernardina den nachbarschaftlichen Aspekt betont. Sie ist generell in der Gemeinde, insbesondere in ihrem Viertel, sehr engagiert. Bei den kleineren Überschwemmungen, von denen sie nicht betroffen war, hat sie immer ihren Nachbarn geholfen, als

²² Uruguayisches Spanisch für *Sachen*.

dann ihr eigenes Haus überschwemmt wurde hat sie viel Unterstützung aus ihrer Nachbarschaft gekriegt. Abgesehen davon ist der nachbarschaftliche Zusammenhalt in Santa Bernardina grundsätzlich sehr gut. *„Y después una de las cosas que siempre se hizo fue el poder ayudar a la gente a volver a la casa con un proceso de limpieza. [...] En todo eso trabajamos durante muchos años, y en 2007 y 2010 nos tocó salir a nosotros también. [...] Son momentos de mucha atención y de mucho trabajo en comunidad. Y eso si, es un momento donde todos estan para todos, a ver que se puede hacer por el otro. Ayudando, sale una familia, bueno esa familia se ayuda, nos importa [...] se trabaja y se ayuda todo el mundo.“* (Rosa)

Auch von der Familie außerhalb des Haushaltes haben fast alle meiner Interviewpartnerinnen in irgendeiner Form Unterstützung bekommen. Einige waren während der Zeit der Überschwemmung im Haus von Familienangehörigen untergebracht, wurden psychisch von ihnen unterstützt oder hatten bei der Evakuierung bzw. der Rückkehr Hilfe von ihnen. Besonders meine beiden ältesten Interviewpartnerinnen, Maria Teresa und Maria Ester, wurden von ihrer Familie außerhalb des Haushaltes unterstützt. Beiden wurde fast die komplette Arbeit mit der Überschwemmung von ihren Kindern abgenommen. *„Horrible fué. Llegó hasta la altura de las llaves de luz. Hubo que sacar todo. Y para mi con mi edad. Hace 6 años atrás la primera. Yo estaba muy enferma de la pierna. [...] Pero como tengo mis hijos ellos me sacaron todo.“* (Maria Teresa) Zusätzlich haben Maria Teresas Kinder sie nach der Überschwemmung finanziell unterstützt. Nach der Überschwemmung von 2010 wurde sie von ihren Kindern jedoch nicht mehr in ihr altes Haus zurück gelassen.

Abgesehen von Nachbarn und Familie haben auch andere soziale Kontakte außerhalb des Haushaltes teilweise wichtige Rollen gespielt. Maria Ester und Mercedes wurden von ihren Arbeitgeberinnen finanziell unterstützt. Adriana bekam von einer Bekannten Matratzen geschenkt. Einige der Evakuierungsunterkünfte wurden durch Kontakte über Freunde, Bekannte oder die Arbeitsstelle gefunden. Familie, soziale Kontakte und Beziehungen haben während aller Phasen der Überschwemmungen eine große Rolle gespielt. Bei manchen meiner Interviewpartnerinnen mehr, bei manchen weniger. Einige hätten sich mehr Unterstützung gewünscht und haben sich allein gelassen gefühlt, wobei hier auch viel vom Charakter der Frauen abhing wie unter 5.2.1 bereits erwähnt wurde. Andrea beispielsweise ist eine offene und soziale Frau. Sie erwähnte während des Interviews, dass sie bei niemanden in der Schuld stehen will und deswegen nicht gerne um Hilfe bittet, über mehr Unterstützung wäre sie trotzdem froh gewesen.

5.2.9 Evakuierung und Evakuierungsunterkunft

Grundsätzlich kann man bei der Evakuierung und der Evakuierungsunterkunft zwischen öffentlich und privat unterscheiden. Öffentliche Evakuierungen fanden durch einen großen Laster und drei bis vier Männern von öffentlichen Institutionen wie dem Militär oder der Feuerwehr statt. Viele meiner Interviewpartnerinnen wollten oder konnten nicht öffentlich evakuiert werden, da es zu langen Wartezeiten gekommen ist, vor allem 2007. Durch zu langes Warten auf den Laster wurden einige meiner Interviewpartnerinnen erst in letzter Sekunde evakuiert und hatten schon nasse Füße, als sie sich und ihre Sachen endlich in Sicherheit bringen konnten. „*La Intendencia²³ te saca todo. [...] Una vez no daban abasto los camiones. Y nosotros salimos con el agua hasta por acá.*“ (Mercedes) Abgesehen davon meinten einige Frauen, dass bei öffentlichen Evakuierungen immer etwas kaputt gehe und sie sich deswegen lieber privat evakuiert haben. „*Lo sacaron mis hijos. Porque si vienen de la Intendencia ellos tiran así nomás. Yo no perdí mucho.*“ (Maria Teresa)

Durch eine private Evakuierung, also mit Hilfe von Familie, Freunden und Nachbarn, waren die Betroffenen unabhängiger und flexibler, was den Zeitpunkt und die Umstände der Evakuierung angeht. Beide Aspekte sind zentral für das persönliche Überschwemmungserleben, aber auch bezüglich materieller Verluste. Private Evakuierungen sind jedoch im Allgemeinen aufwändiger als öffentliche, weil als Transportmittel selten große Lastwagen zur Verfügung stehen, mit denen der komplette Haushalt auf einmal transportiert werden kann. Die privaten Evakuierungen meiner Interviewpartnerinnen fanden mittels kleiner Lieferwägen und Autos statt, bei Adriana sogar nur durch ein Motorrad mit einem kleinen Anhänger. Unter solchen Umständen können größere Möbelstücke schlecht transportiert werden, die infolgedessen zurückgelassen werden müssen, außerdem sind stets mehrere Fahrten notwendig. Bei den privaten Evakuierungen wurde auf Fahrzeuge im Freundes- und Bekanntenkreis zurückgegriffen, bis auf Adriana hatte keine meiner Interviewpartnerinnen ein eigenes motorisiertes Fahrzeug.

Vor allem 2007 gab es viele Leute, die ihr Haus nicht verlassen wollten, da sie ihre hoch geräumten Sachen im Haus nicht alleine lassen wollten und auch nicht mehr komplett heraus holen konnten, weil das Wasser schon zu hoch stand. Infolgedessen haben manche ein Zelt auf ihrem Haus aufgestellt oder sind in einer anderen Unterkunft in der Nähe geblieben, um ihr Eigentum im Auge behalten zu können. Hier kommt ein weiterer entscheidender Faktor ins Spiel, die Evakuierungsunterkunft. Die meisten meiner Interviewpartnerinnen mussten zwischen drei und vier Wochen warten, bis sie in ihr Haus zurück konnten. Einige wenige sind schneller zurückgekehrt, andere haben noch

23 Die Verwaltungsautorität des Departamentos.

länger warten müssen. Es war also meistens ein recht langer Zeitraum, den die Frauen und ihre Haushaltsmitglieder in den Evakuierungsunterkünften verbringen mussten. Während dieser Zeit mussten die meisten beinahe täglich zu ihrem Haus zurückkehren, zuerst um nach dem Rechten zu sehen, danach um Sauberzumachen. Gleichzeitig mussten die meisten weiterhin zur Arbeit gehen, Essen kochen, die Kinder sollten in die Schule, kurz – der Alltag musste irgendwie weitergehen. Inwieweit die Anpassung des täglichen Lebens an die veränderten Umstände der Überschwemmung möglich war, hängt vorrangig von Art und Lage der Evakuierungsunterkunft ab.

Bei der Art der Evakuierungsunterkunft kann zwischen unabhängigen, privaten, öffentlichen und irregulären Unterkünften unterschieden werden, worauf ich weiter unten noch genauer eingehen werde. Je näher eine Evakuierungsunterkunft an den überschwemmten Häusern liegt, ohne dabei selbst überflutungsgefährdet zu sein, desto besser. Je weiter entfernt eine Unterkunft ist, desto komplizierter und beschwerlicher wird die Fortsetzung des Alltags, der um den Wohnort herum strukturiert ist. Da nur eine meiner Interviewpartnerinnen über ein motorisiertes Fahrzeug verfügte und der öffentliche Nahverkehr in Durazno große Lücken aufweist, hat räumliche Distanz hier eine große Bedeutung und verursacht ernsthafte organisatorische und logistische Probleme bei der Alltagsbewältigung, vor allem bei vielköpfigen Haushalten. Die Schule, der Kindergarten oder die Arbeitsstelle lagen auf einmal am anderen Ende der Stadt, lange Fußmärsche waren nötig um zuhause zu kontrollieren oder sauber zu machen und auch emotional war es schwieriger, weit weg vom Ort des Geschehens zu sein. *„Suponete que viniéramos de allá tan lejos a pié a limpiar y ventilar. [...] Todo difícil. Todo bravo. Te sentís mal en el sentido de que estás lejos de tu casa. En el caso que te daban en la sociedad rural los galpones. Nosotros veníamos. Estaba cerca. Pero es distinto cuando te llevan mas lejos. Ahí es bravo.“* (Mercedes)

Unabhängig von der Lage der Evakuierungsunterkunft spielen auch die strukturellen Gegebenheiten dort eine wichtige Rolle, also inwieweit und unter welchen Umständen die Grundbedürfnisse der Betroffenen gedeckt werden können. *„En la del 2007 estuvimos 20 días en lo de Don Peña. Ahí estábamos bien. Estábamos cerca de acá y nos dieron todo. La peor fué la última [de 2010]. Porque a donde fuimos a parar. Porque no teníamos luz ni agua. Estábamos peor que gente que no tiene a donde dormir.“* (Elida) Elida und Maria waren 2010 in einer Evakuierungsunterkunft, die ich im Folgenden als irregulär bezeichne. Damit sind die Unterkünfte gemeint, die weder öffentliche Evakuierungsorte wie Sportclubs, noch private Unterkünfte bei Familie oder Freunden oder unabhängige Unterkünfte in Form eines eigenständigen Hauses sind. Im Fall meiner Interviewpartnerinnen waren diese irregulären Unterkünfte Schuppen, verlassene Häuser oder Zelte auf einer Plaza. In den irregulären und den öffentlichen Unterkünften war es für die Betroffenen am problematischs-

ten, ihren Alltag weiter zu führen, vor allem für diejenigen mit Kindern. Es musste immer jemand bei den Sachen bleiben, weil die Unterkunft frei zugänglich war und das gesamte evakuierte Eigentum ungeschützt war. Zusätzlich dazu war vor allem in den öffentlichen Unterkünften die fehlende Privatsphäre, die direkte Konfronta-



Abbildung 13: Öffentliche Evakuierungsunterkunft in einem Stadion (SINAE 2008)

tion mit Menschen aller Art und das enge Zusammenleben mit vielen Fremden problematisch. „[A]sí que se complicó mantener la vida diaria. Compartido te tenés que levantar de madrugada por la gente que había. [...] Vos vés de todo. Carpas, pobreza. Niños chiquitos en el suelo. Gente pobre. A esa gente que compartió con nosotros el suelo con los bebés.“ (Mercedes) Außerdem waren die Betroffenen in den öffentlichen Unterkünften dem Wetter teilweise ausgesetzt, es hat herein geregnet und gewindet, außerdem waren die sanitären Anlagen nicht für so viele Leute ausgelegt. „Nos tocó dormir en el suelo. Cuando nosotros llegamos había familias con bebés en el suelo. [Mi esposo] cuando llegó me dice a mí: “Ay Mercedes, esto es imposible estar acá”. [...] Porque nos dió lástima ver bebitos. Los baños se tapaban. Nos tocó bastante. Estuvimos como dos meses ahí. Y había [mala] gente que estaba con nosotros.“ (Mercedes) Der einzige Vorteil der öffentlichen Evakuierungsunterkünfte war die Sicherung der Grundbedürfnisse wie Ernährung und medizinische Versorgung seitens der Gemeinde, auch wenn das nicht immer einwandfrei ablief.

Die irregulären Unterkünfte waren von ihrer Art her verschieden, allen gemein war jedoch dass sie die prekärsten waren. Bei den Irregulären mussten sich die Betroffenen alleine um ihre Grundbedürfnisse kümmern, oft unter erschwerten strukturellen Bedingungen, wie bei Elida und Maria, die 2010 weder Strom noch fließend Wasser hatten. Zusätzlich waren sie und ihr Eigentum fremdem Zugriff und dem Wetter ausgesetzt. Alle meine Interviewpartnerinnen, die in öffentlichen oder irregulären Unterkünften waren, haben unter der Evakuierungszeit sehr gelitten und hatten große Probleme, den

Familienalltag weiter zu führen.

Viele meiner Interviewpartnerinnen, die in privaten oder unabhängigen Unterkünften waren, meinten, dass sie sehr froh darum waren, nicht auf öffentliche angewiesen gewesen zu sein. *„Nos fuimos para la casa de una Ex de mi marido. Que somos muy amigas. [...] Nos dió una habitación para nosotros. Estábamos apretados pero era un lugar seco, tranquilo. Yo no quería que los nenes míos pasaran por un - Yo lo viví de chica y es muy feo. Estar en un lugar de mucha gente. No quería que ellos pasaran por eso. No es por discriminar. Sino porque uno está acostumbrado a una cosa y no quería.“* (Lorena) Sie hatten ein eigenes Zimmer bei Familie oder Freunden, was psychisch und organisatorisch grundsätzlich viel einfacher war. *„Lo que pasa es que hay gente que no va a la casa de familiares. Cuando yo fui a la casa de los familiares yo no extrañé tanto porque yo fui a la casa de mi familia. Es muy distinto, seguro.“* (Maria Ester)

Am besten hatten es meine beiden Interviewpartnerinnen Nilsa und Rosa, die in unabhängigen Unterkünften waren. Dort konnte ihr Alltag fast problemlos weitergehen, denn sie konnten normal kochen und abschließen, wodurch niemand ständig vor Ort bleiben musste. So konnten sie ohne Probleme lange genug warten, bis das Haus gut getrocknet und gereinigt war. Außerdem hatten sie nicht das Gefühl, jemandem zur Last zu fallen. Rosa und ihre Haushaltsmitglieder hatten ein eigenes Haus, das ihnen von der Luftwaffe, der ihr Sohn und ihr Mann angehörten, zur freien Verfügung gestellt worden war. *„En la del 2010 nos quedamos en una vivienda de la fuerza aerea. Porque mi esposo es jubilado de la fuerza aerea y mi hijo es activo en la fuerza aerea. Entonces ellos tienen viviendas y nos dieron una para estar. Ves una realidad diferente de ahí. De estar solos en tu casa, seguís con tus costumbres, más allá de que tenes que venir a vigilar y viendo que limpias que no limpias o hasta donde llega el rio. Vivís diferente en este sentido. Con una comodidad distinta puedo decir. [...] Estuvimos un mes y algo, o cerca de dos meses. [...] Ahí era como estar acá nada más que en otra casa.“* (Rosa) Nilsa und ihre Familie haben von dem Sohn ihrer Arbeitgeberin eine Art Garage zur Verfügung gestellt bekommen. *„Ahí teníamos todo. Cocinábamos y ahí dormíamos todos. [...] Entonces estábamos cómodos. Salíamos al trabajo y ahí estábamos. Seguíamos con la vida normal con todo.“* (Nilsa)

Je problematischer die Evakuierungsunterkunft ist, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit für psychische oder körperliche Probleme und Krankheiten sowie für den Funktionsverlust des Systems Haushalt, indem die gemeinsame Alltagsorganisation nicht mehr funktioniert. Trotzdem bleiben am Ende alle gleichermaßen von dem Grundproblem der Überschwemmung betroffen. *„O que, la casa era preciosa, el lugar es divino, todo lindísimo, pero acá estaba lleno de agua.“* (Rosa)

5.2.10 Öffentliche Unterstützung und der Zugang dazu

Bei beiden großen Überschwemmungen gab es öffentliche Unterstützung seitens der Gemeinde und verschiedenen öffentlichen Institutionen. Reinigungs- und Desinfektionsmittel waren das Minimum, das den Betroffenen zur Verfügung stand. Vor allem 2007 gab es zusätzlich zu den von staatlichen Institutionen zur Verfügung gestellten Ressourcen viele Sach- und Geldspenden von teilweise internationalen nicht-staatlichen Organisationen wie dem Roten Kreuz oder Kirchen. Bei den Betroffenen sind 2007 vor allem Nahrungsmittel, Kleider, Baumaterialien und Reinigungsmittel angekommen. Eine direkte finanzielle Unterstützung war wohl vor allem 2007 versprochen worden, ist aber nie bei den Betroffenen angekommen. 2010 gab es weniger Spenden und dadurch auch weniger, was direkt bei den Betroffenen angekommen ist. Nur wenige meiner Interviewpartnerinnen haben über die Reinigungsmittel hinaus noch Kleider oder Nahrungsmittel bekommen. Bei beiden Überschwemmungen haben das Wasser- und das Elektrizitätswerk ein oder zwei Monate lang nicht kassiert, also für die Zeit, während der die Betroffenen nicht in ihren Häusern wohnen konnten.

Bei den Arbeiten danach hatten nur Mercedes und Lilián, die beim CECOED arbeitet, öffentliche Unterstützung. Bei einigen war einmal eine ArchitektIn um die Schäden am Haus zu begutachten, danach ist jedoch nichts mehr passiert. Meine Interviewpartnerinnen in Santa Bernardina haben mir von zwei verschiedenen Kirchen erzählt, die außer durch Sachspenden auch bei den Säuberungs- und Reparaturarbeiten geholfen haben. Außerhalb von Santa Bernardina hat mir jedoch niemand von dem Einsatz der Kirchen erzählt, offensichtlich waren sie nicht im gesamten Überschwemmungsgebiet tätig. Rosa hatte durch die Luftwaffe eine Art halb-öffentliche Unterstützung in Form einer luftwaffeninternen Sozialversicherung, mit der sie einige der Schäden ersetzen konnten.

Grundsätzlich wurde die öffentliche Unterstützung von meinen Interviewpartnerinnen positiv bewertet. Die der Kirchen ohne Vorbehalte und die von den öffentlichen Institutionen mit Einschränkungen. Obwohl der Grundton meiner Interviewpartnerinnen positiv war, meinten doch einige, dass viele Spenden verschwunden sind anstatt bei ihnen anzukommen und dass sie bei der Verteilung benachteiligt wurden. Lorena meinte: *„Pero creo que deberían ayudar mas. [...] Porque esa ayuda que iba a venir después de la creciente. Que vinieron arquitectos que vinieron todos. Fué para los lugares a donde la tapó la casa. No vino para estos lados. Fué para donde están mas abajo. Les dieron las viviendas, rompieron las casas. [...] Creo que deberían darle mas valor a eso. Que ayuden cuando realmente necesiten.“* (Lorena)

Unabhängig von der vorhandenen öffentlichen Unterstützung hatten meine Interviewpartnerinnen

verschiedenen Zugang dazu, außerdem wollten manche keine Unterstützung annehmen. Grundsätzlich war für jegliche öffentliche Unterstützung die Registrierung als Evakuierte notwendig. Bei öffentlichen Evakuierungen ging das automatisch, bei privaten mussten sich die Betroffenen im Nachhinein registrieren lassen. Das hat bei Andrea 2010 jedoch aus ihr unbekannten Gründen nicht funktioniert, woraufhin sie keinerlei öffentliche Unterstützung hatte. Auch Mercedes hatte aus bürokratischen Gründen keinen vollen Zugang zu der öffentlichen Unterstützung. Baumaterialien wurden nur an Hauseigentümer verteilt und da Mercedes und ihre Familie keine offiziellen Eigentümer sind, gingen sie in dieser Hinsicht leer aus. *„Del bolsillo de nosotros [teníamos que poner plata] si queríamos seguir acomodando. [...] Si hubieramos tenido los papeles al día te daban [de la Intendencia]. O te daban una persona que te acomodaba de la Intendencia. Si sos propietario si te dan. Pero si no nadie te da nada.“* (Mercedes) Doch auch Tamara als Hauseigentümerin und offiziell Evakuierte hat keine öffentliche Unterstützung erhalten. *„Es que sinceramente no se que pasó. Fuimos a la estación de bomberos y ahí no había nada. Y ese era el lugar que estaban dando para ir a retirar las cosas para la casas. Capaz que era a ciertas personas. O en ciertos lugares. Material para arreglar, etc. Yo de eso no me enteré de nada. Yo no vi nada de eso.“* (Tamara)

Abgesehen von strukturellen Zugangsproblemen wussten meine Interviewpartnerinnen also teilweise schlichtweg nicht ausreichend Bescheid über die Möglichkeiten der öffentlichen Unterstützung. Auffallend ist, dass Lilián als Mitarbeiterin des CECOED am meisten Unterstützung von öffentlichen Institutionen hatte, vermutlich weil sie am besten wusste, mit welcher Angelegenheit sie sich an welche Stelle wenden musste. Ihrer Erzählung nach handelte es sich dabei um Dinge wie die Kontrolle der elektrischen Anlagen, der Wände und die Reinigung der Sickergruben, was angeblich allen Betroffenen zugestanden hätte. Wie schon unter 5.2.2 erwähnt, hat Adriana angemerkt, dass die Bewohner in Santa Bernardina von allem zuletzt erfahren würden wegen der isolierten Lage. Gute Information über öffentliche Unterstützung ist also ein entscheidender Faktor bezüglich des Zugangs zu ihr.

Die gerechte und sinnvolle Verteilung der öffentlichen Unterstützung konnte demzufolge nicht sichergestellt werden, das wurde mir von verschiedenen Seiten bestätigt. Manche der Betroffenen hatten keinen oder nur beschränkten Zugang, während an manchen Stellen nicht-Betroffene unberechtigten Zugang hatten. Der Eigentümer von Mercedes' Haus beispielsweise hat die Baumaterialien von den öffentlichen Institutionen bekommen, sie jedoch einbehalten anstatt sie an Mercedes als Betroffene weiterzugeben.

Doch auch das Ablehnen von öffentlicher Unterstützung spielt eine Rolle. Einige meiner Interviewpartnerinnen wollten keine Sachen annehmen, weil ihres Erachtens andere Betroffene diese viel

nötiger hatten. „*Porque la Intendencia daba para comer. Repartían comida y todo. Pero nosotros dejábamos para el que mas necesitaba.*“ (Libertad Rosina) „*Pero ayuda para mi no fué. Nada mas que nosotros. Solo mis hijos. La Intendencia te da una ayuda pero nosotros no pedimos. Porque había otros peores que nosotros.*“ (Maria Teresa) Gerade für diese Frauen war die Art von öffentlicher Unterstützung wichtig, zu der sie nicht aktiv den Zugang suchen mussten, wie der Beitragserlass von den Elektrizitäts- und Wasserwerken, von dem automatisch alle profitiert haben.

5.3 Schematische Zusammenfassung und theoretische Kontextualisierung

In diesem Kapitel werde ich die einzelnen Kategorien mit den verschiedenen Elementen von Resilienz, wie sie im Zusammenhang mit Abbildung 1 unter Punkt 2.1.2 ausgeführt wurden, zusammenführen und so eine kurze Zusammenfassung und einen Überblick zu geben.

1. *Resilience of what*

Die Untersuchungseinheiten meiner Studie sind die von mir interviewten Frauen und ihre Haushalte, die von mindestens einer Überschwemmung in Durazno betroffen waren. Dabei steht insbesondere die ökonomische und soziale Funktion des Systems Haushalt im Fokus.

2. *Resilience to what*

Es geht um die Resilienz im Umgang mit Überschwemmungen, insbesondere mit den beiden großen von 2007 und 2010, und den schwerwiegendsten Problemen, die sie mit sich gebracht haben.

3. *Capacity to deal with the disturbance*

Dieses Element ist in drei Punkte gegliedert: *Exposure*, *sensitivity* und *adaptive capacity*.

Exposure:

Die Exposition hängt vom Wohnort ab. Primär sind die Haushalte in der Überschwemmungszone diesen ausgesetzt, doch 2007 und 2010 stieg das Wasser bis weit darüber hinaus und betraf auch Haushalte, bei denen niemand gedacht hätte, dass sie jemals überschwemmt würden. Dabei handelt es sich jedoch um keine wohlhabenden Wohngegenden, denn diese befinden sich im Zentrum von Durazno, das von keiner der Überschwemmungen betroffen war.

Sensitivity:

Die Empfindlichkeit bzw. Anfälligkeit der betroffenen Menschen und Haushalte hängt von verschiedenen Faktoren ab. Zum Einen ist es der Wohnort. In der Überschwemmungszone ist die Empfindlichkeit gegenüber Überschwemmungen grundsätzlich niedriger als außerhalb, da die Bewohner dort mit dem Bewusstsein des Phänomens Überschwemmung leben und es in ihrer Lebenspraxis bis zu einem gewissen Punkt integriert haben. Jesús Mario vom CECOED spricht hier von einer Überschwemmungskultur, die im Laufe der Jahre entstanden ist. Trotzdem waren auch die Bewohner in der Überschwemmungszone vor allem von der großen Überschwemmung 2007 überrascht. Laut Jesús Mario ist es besonders die Mittelschicht, die eine erhöhte Anfälligkeit bei Überschwemmungen aufweist. *„Porque la gente pobre que vive en las orillas ya está asociada al río y a sus crecidas. Pero la gente de mediana capacidad económica que nunca fué afectada por la inundación, cuando se inunda, realmente la sufre. Porque no esperaban eso y porque la inversión que han hecho en sus viviendas y la calidad de vida han sido posiblemente los ahorros de su vida.“*²⁴ (Jesús Mario)

Darüber hinaus ist die Empfindlichkeit besonders hoch bei den Haushalten, an welche die ökonomische Lebensgrundlage der Haushaltsmitglieder angegliedert ist, was bei zwei²⁵ meiner Interviewpartnerinnen der Fall war. Denn zum Einen handelt es sich in solchen Fällen um selbstständige Tätigkeiten, was nicht nur einen absoluten Einkommensverlust während der Überschwemmung bedeutet, sondern auch die alleinige Verantwortung für den ökonomischen Schaden, den das Mikrounternehmen nimmt. Außerdem ist es eine doppelte Belastung und Verantwortung bei der Evakuierung und während der Evakuierungszeit, denn es müssen nicht nur die Sachen des Haushaltes in Sicherheit gebracht und beaufsichtigt werden, sondern zusätzlich alles, was mit dem Mikrounternehmen zusammenhängt.

Auch Haushalte mit kleinen Kindern sind besonders empfindlich, da diese keine Hilfe sind, sondern eine zusätzliche, große Verantwortung. Für Mütter von Kleinkindern oder Babys war einerseits die psychische Belastung höher, andererseits auch der ganze organisatorische und logistische Prozess der Evakuierung und des Lebens in der Evakuierungsunterkunft. Insofern ist die Anfälligkeit bzw.

24 Nach der Erfahrung meiner Feldforschung kann ich dieser Aussage grundsätzlich zustimmen, jedoch nur mit dem Hinweis, dass die ärmeren Bewohner, egal ob innerhalb oder außerhalb der Überschwemmungszone, ihre Häuser teilweise auch unter großen Entbehrungen auf- und ausgebaut haben. Die Investition in die Häuser in absolutem Wert gemessen ist bei der Mittelschicht sicher höher, in Relation zu dem zur Verfügung stehenden Einkommen jedoch nicht immer.

25 Adrianas Mann hat auch eine kleine Werkstatt im Haus. Doch darüber hat sie bei dem Interview nicht geredet, es scheint also für sie keine große Bedeutung für den Umgang mit der Überschwemmung gehabt zu haben. Außerdem ist ihrer eigenen Aussage zufolge ihre eigentliche ökonomische Lebensgrundlage die Sozialhilfe im Rahmen des *Plan de Emergencia Social* (PANES).

Empfindlichkeit von Frauen gegenüber der von Männern erhöht, wenn sie Mütter von kleinen Kindern oder Babys sind, da diese überwiegend in ihren Aufgaben- und Verantwortungsbereich fallen.

Adaptive capacity:

Bei der Anpassungsfähigkeit der Frauen und ihrer Haushalte steht die Frage im Zentrum, inwiefern sie es geschafft haben, ihr Leben im Verlauf der Überschwemmung den veränderten Bedingungen anzupassen, die auftretenden Probleme zu lösen und die Basisfunktionen des Systems Haushalt aufrechtzuerhalten. Es geht aber auch um die Bewältigung der Folgen der Überschwemmung, beispielsweise die Beseitigung von materiellen Schäden. Die Anpassungsfähigkeit ist ein zentraler und sehr komplexer Faktor und hängt von vielen verschiedenen, teilweise auf den ersten Blick unwichtig erscheinenden Dingen ab. Hier laufen die Kategorien unter gegenseitiger Einflussnahme zusammen und bedingen die verschiedenen Arten von Resilienz, also die ökonomische, soziale und auch psychische.

Der *Wohnort* ist bei der Anpassungsfähigkeit von Bedeutung, weil die BewohnerInnen der Überschwemmungszone grundsätzlich angepasster sind an das Phänomen Überschwemmung. Hier kommt auch die *Überschwemmungserfahrung* ins Spiel. Im Allgemeinen kamen sie mit dem Ablauf des Überschwemmungsprozesses besser zurecht, weil sie die Grundprobleme schon kannten und meistens schon eine Art Routine bei dem Umgang mit Überschwemmungen entwickelt haben. Die *Unterstützung aus dem persönlichen Umfeld außerhalb des Haushaltes* war vor allem im Zusammenhang mit *Evakuierung und Evakuierungsunterkunft* wichtig, gerade hier waren es teilweise aber auch Kleinigkeiten, die meinen Interviewpartnerinnen den Anpassungsprozess erleichterten. Meine Interviewpartnerinnen, die in privaten oder unabhängigen Unterkünften waren, hatten es viel leichter, ihren Alltag an den Überschwemmungszustand anzupassen, als diejenigen in öffentlichen oder irregulären Unterkünften. Die *familiäre Situation* innerhalb des Haushaltes hat vor Allem im Zusammenhang mit kleinen Kindern die Anpassungsfähigkeit beeinflusst. Diese waren für meine Interviewpartnerinnen eine große Verantwortung und erschwerten ihnen die Konfrontation mit nahezu allen Problemen während der Überschwemmung. Denn je mehr Verantwortung die Betroffenen tragen mussten, desto schwieriger war grundsätzlich die Anpassung an die Situation für sie. Dieser Aspekt ist auch im Zusammenhang mit der *Betroffenheit der ökonomischen Lebensgrundlage* wichtig, die bei meinen Interviewpartnerinnen eine negative Auswirkung auf die Anpassungsfähigkeit hatte. Denn sie mussten während der Überschwemmung nicht nur für ihren privaten Haushalt die Verantwortung tragen, sondern auch für die materielle Grundlage von ihrem Mikrounternehmen, ihre ökonomischen Verluste waren größer und längerfristiger. Im Zusammenhang mit

materiellen Verlusten und einer schwierigen *finanziellen Haushaltssituation* war für die Betroffenen *öffentliche Unterstützung* hilfreich, sofern sie *Zugang* dazu hatten und gesucht haben. Prekäre Haushaltsfinanzen erschwerten nicht nur die Reparaturarbeiten und den Ersatz der Verluste, sondern wirkten sich auch negativ auf die *Umsiedlungsoptionen* der Betroffenen aus und erschwerten ihnen somit massiv die bestmögliche langfristige Anpassung an das Phänomen Überschwemmung.

4. *Reaction to the disturbance*

Bei der Reaktion auf die Überschwemmung kann zwischen den Kategorien *bounce back better*, *bounce back*, *recover but worse than before* und *collapse* unterschieden werden. Es ist schwer zu sagen, in welche der Kategorien meine verschiedenen Interviewpartnerinnen und ihre Haushalte passen. Die Beurteilung der Resilienz meiner Interviewpartnerinnen ist nicht Teil meiner Forschungsfrage und eine adäquate Einschätzung bedürfte einer eigenen Forschung mit einer anderen Methodik. Meine Forschungsergebnisse zeigen jedoch auch hier interessante Tendenzen. Zum Einen stellt sich die Frage nach dem Zeitraum der Reaktion. Es macht einen großen Unterschied, ob der Untersuchungszeitraum drei Monate oder drei Jahre nach der Überschwemmung beträgt. Der Prozesscharakter von Resilienz und die zeitliche Dimension der Reaktion müssen hier berücksichtigt werden, um nicht eine verkürzte Momentaufnahme als Bewertungsgrundlage heran zu ziehen. Außerdem kommt es immer auf den Blickwinkel an und die Art der Resilienz die im Fokus steht. Die jeweiligen Reaktionen auf der psychischen, sozialen und ökonomischen Ebene stehen zwar in engem Zusammenhang miteinander, können aber durchaus unterschiedlich verlaufen.

Die Resilienz von sozialen Systemen ist komplex und schwer pauschalisierbar. Das liegt unter anderem daran, dass jedes soziale System aus Individuen besteht und somit die psychische Resilienz nicht gänzlich ausgeklammert werden kann, insbesondere wegen ihrem Einfluss auf die anderen Ebenen und Resilienzarten. Psychische Resilienz ist jedoch ein sehr vielschichtiges Feld, das schwer mess- und kategorisierbar ist. Das wird am Beispiel Tamaras deutlich erkennbar. „*Afectó por un lado en el buen sentido. Decir: Ta, voy a cambiar la cabeza. Voy a seguir haciendo algo para poder salir de esto. Esto no lo quiero. Y no quiero que mis hijas pasen de nuevo por eso. Y después quedó ese miedo. O sea afectó por un lado bien y por otro lado que queda ese miedo. Decir: Y si pasa de nuevo? [...] Me dejó esa cosita buena de superación para poder dejar esta casa en un día.*“ (Tamara) Hier wird deutlich, dass es zumindest auf der psychologischen Ebene gleichzeitig ein *bounce back better* und ein *recover but worse than before* geben kann. Tamara leidet zwar unter psychischen Folgen der Überschwemmung, hat aber den Antrieb gekriegt, ihre sozio-ökonomische und ökonomische Situation zu verbessern um in ein überschwemmungssicheres Vier-

tel ziehen zu können und hat mit 33 Jahren, drei Kindern und bescheidenen finanziellen Mitteln angefangen zu studieren.

Steht die soziale Resilienz im Fokus, fällt die Reaktion auf die Überschwemmung meiner Interviewpartnerinnen wieder gänzlich anders aus. Wie unter Punkt 2.1.2 bereits ausgeführt wurde, besteht soziale Resilienz laut Sapirstein (2006:5ff) aus folgenden Elementen: direkte Reaktion, Selbstorganisation, Lernen und Anpassung. Gerade die drei letzten sind besonders interessant, da sich aus ihnen die längerfristige *reaction to the disturbance* ergibt²⁶. Hier spielt die Überschwemmungserfahrung eine große Rolle. Der Grundton meiner Interviewpartnerinnen war, dass sie sich auf die nächste Überschwemmung besser vorbereitet fühlen. Insofern verbessern sich mittels Lernen die Selbstorganisation und die Anpassung der Betroffenen. In dieser Hinsicht hat also im Grunde jede Überschwemmung einen positiven Effekt auf die *reaction to the disturbance* und weist bezüglich sozialer Resilienz in Richtung *bounce back better*.

Hinsichtlich der ökonomischen Resilienz der Haushalte muss jeder Fall wieder von einer anderen Perspektive aus betrachtet werden. Die unter 2.1.2 bereits erwähnten Charakteristika resilienter ökonomischer Systeme sind: Widerstandsfähigkeit gegenüber ökonomischen Verlusten, Redundanz im Sinne von zahlreichen ökonomischen Möglichkeiten, Ideenreichtum insbesondere bei stabilisierenden Maßnahmen und die Schnelligkeit bei der Wiederherstellung des prä-katastrophalen Funktionslevels (Rose 2009:18). Das waren bei meinen Interviewpartnerinnen beispielsweise die rechtzeitige Evakuierung des gesamten Besitzes, das Einkommen anderer Haushaltsmitglieder oder der Wechsel von mikrounternehmerischer Tätigkeit zu Lohnarbeit wie im Fall von Elida und Maria. Grundsätzlich ist die ökonomische Resilienz eines Haushaltes durch ihre Quantifizierbarkeit einfacher kategorisierbar. Langfristig gesehen sind die meisten meiner Interviewpartnerinnen und ihrer Haushalte ökonomisch dem *bounce back* zuzuordnen. Es hatten zwar alle materielle Verluste, jedoch in einem Rahmen, der für die Meisten ein eher kurzfristiges Problem darstellte. Einzelne dagegen, allen voran Andrea mit ihrem Laden, sind eher dem *recover but worse than before* zuzuordnen.

5.4 Der Zusammenhang mit äußeren Faktoren

Die Resilienz der betroffenen Frauen wird von den unter 5.2 erläuterten Kategorien beeinflusst, welche wiederum von verschiedenen äußeren Faktoren beeinflusst werden. Um diese Zusammenhänge geht es in meiner Forschungsarbeit. Im Folgenden werde ich die einzelnen Kategorien zu drei Fak-

²⁶ Wie schon unter 2.1.1 erwähnt, ist mit Sapirsteins *Reaktion* im Sinne von *response* die direkte Reaktion auf die Krisensituation gemeint und nicht die längerfristige und ganzheitlichere Reaktion, wie sie mit der *reaction to the disturbance* gemeint ist.

torengruppen bündeln und mit der Bedeutung der jeweiligen Ressourcen zusammenführen. In Verbindung mit den verschiedenen Faktoren spielen zur Verfügung stehende Ressourcen eine zentrale Rolle für den Resilienzprozess. Manche Kategorien werden von mehr als einem Faktor bedingt und auch diese selbst beeinflussen sich gegenseitig. Die drei Faktorengruppen sind:

1. Soziale Faktoren
2. Ökonomische Faktoren
3. Institutionelle Faktoren

1. Soziale Faktoren

Diese finden unter anderem Ausdruck bei der *familiären Situation* im Zusammenhang mit der Verantwortung für Kinder, die viele meiner Interviewpartnerinnen hatten. Auch die *Umsiedlungsoptionen* und im Zusammenhang damit der *Wohnort* und die *Überschwemmungserfahrung* werden von sozialen Faktoren beeinflusst, denn der langjährige nachbarschaftliche Zusammenhalt spielt bei der Frage, in ein überschwemmungssicheres Viertel zu ziehen, eine zentrale Rolle. Im Zusammenhang mit der *Unterstützung aus dem persönlichen Umfeld außerhalb des Haushaltes*, und der *Evakuierung und Evakuierungsunterkunft* haben soziale Netzwerke meinen Interviewpartnerinnen ermöglicht, bei der Konfrontation mit der Überschwemmung auf soziale Ressourcen zurückgreifen zu können. Soziale Faktoren haben vor allem einen Einfluss auf die Anpassungsfähigkeit der Betroffenen, aber auch bis zu einem gewissen Punkt auf die Exposition und Anfälligkeit.

2. Ökonomische Faktoren

Ökonomische Faktoren stehen in engem Zusammenhang mit den *Umsiedlungsoptionen*, dem *Wohnort* und damit auch mit der *Überschwemmungserfahrung*. Abgesehen von persönlichen Gründen sind es vor allem ökonomische, die meine Interviewpartnerinnen daran gehindert haben, in ein überschwemmungssicheres Gebiet umzusiedeln. Daneben war die *Betroffenheit der ökonomischen Lebensgrundlage* und damit verbunden auch die *materiellen Verluste* als ökonomische Faktoren entscheidend. Die *finanzielle Haushaltssituation* determinierte die finanziellen Ressourcen, auf welche die Frauen Zugriff hatten, aber auch andere ökonomische Ressourcen wie ein eigenes Auto für die Evakuierung. Doch auch in die andere Richtung gibt es einen Zusammenhang, denn je weniger Materielles in einem Haushalt ist, desto weniger Verluste gibt es tendenziell. Ökonomische Faktoren haben sowohl auf die Exposition als auch auf Anfälligkeit und Anpassungsfähigkeit Einfluss.

3. Institutionelle Faktoren

Mit institutionellen Faktoren ist der *Zugang zu öffentlicher Unterstützung* verbunden, indem durch Menge und Art der zur Verfügung gestellten öffentlichen Ressourcen die Anpassungs- und Bewältigungsfähigkeit der Betroffenen beeinflusst wird, aber auch die *Umsiedlungsoptionen*. Denn durch die ökonomischen Schwierigkeiten bei der Umsiedlung aus eigenen Mitteln ist es für die Betroffenen meistens nur mit staatlicher Unterstützung möglich, in eine überschwemmungssichere Gegend umzuziehen. Bei der *Evakuierung* und der *Evakuierungsunterkunft* sind institutionelle Ressourcen von Bedeutung, indem sie den reibungslosen Ablauf einer öffentlichen Evakuierung und einen möglichst wenig belastenden Aufenthalt in einer adäquaten öffentlichen Evakuierungsunterkunft garantieren könnten bzw. sollten. Auch die *finanzielle Haushaltssituation* hängt durch die Sozialpolitik letztendlich mit institutionellen Faktoren und damit verbundenen öffentlichen Ressourcen zusammen. Sie haben vor allem auf Exposition und Anpassungsfähigkeit einen Einfluss.

5.5 Ergänzende Diskussion

Abgesehen von den drei oben erläuterten Faktoren gibt es noch andere Aspekte, die im Zusammenhang mit der Resilienz der Frauen im Umgang mit den Überschwemmungen stehen. Diese Aspekte und ihre Bedeutung werde ich im Folgenden kurz umreißen und im Zusammenhang mit Daten von anderen Studien diskutieren.

Der Genderaspekt

Die Bedeutung des Unterschiedes zwischen der Perspektive von Männern und Frauen im Zusammenhang mit einer Katastrophe wurde unter 2.3 schon beschrieben. Bezüglich der Resilienz und des Überschwemmungserlebens meiner Interviewpartnerinnen bestand der genderspezifische Unterschied primär in dem Aspekt der Mutterschaft. Wenn meine Interviewpartnerinnen überhaupt etwas gesagt haben bezüglich ihrer speziell weiblichen Rolle, dann im Zusammenhang mit der Verantwortung ihren Kindern gegenüber. Die Probleme, die einige meiner Interviewpartnerinnen beim Zugang zu wichtigen Ressourcen hatten, hatten im Grunde nichts mit dem Umstand des Frau-Seins oder mit der Rolle der Frau in Uruguay zu tun, sondern mit anderen strukturellen Problemen.

Einige interessante geschlechtsspezifische Einblicke gibt die quantitative Studie des GGIR über die Überschwemmung 2010. Aus dieser geht hervor, dass insgesamt etwa genauso viele Frauen wie Männer betroffen waren. Von den Befragten, die erwerbstätig waren, waren nur 41,7 % Frauen (Vgl. UdelaR 2010:25ff). Die niedrigere Erwerbsquote bei Frauen beeinflusst die finanzielle Haus-

haltungssituation, insbesondere bei den alleinstehenden Frauen, die Alleinverdienerinnen sind. Doch hier besteht großer empirischer Forschungsbedarf durch weiterführende Mikrostudien, die den Fokus auf die Unterschiede zwischen den Geschlechtern legen.

Sozio-ökonomische Faktoren

Ich habe mich entschlossen, die sozio-ökonomischen Faktoren nicht zu einer der Faktorengruppen unter 5.4 einzugliedern, sondern sie in meinem Diskussionsteil aufzugreifen. Im Fokus meiner Forschung stehen direkte Einflüsse äußerer Faktoren auf die Resilienz der von den Überschwemmungen betroffenen Frauen. Es gibt keine einheitliche Auffassung davon, was genau sozio-ökonomische Faktoren sind. Manche AutorInnen bezeichnen Aspekte wie das Einkommen bzw. die finanzielle Situation als sozio-ökonomisch, andere wiederum nicht. In meiner Studie sind mit sozio-ökonomischen Faktoren Bildungsabschluss²⁷ und Beruf gemeint. Diese beiden Aspekte haben zwar einen Einfluss auf das Einkommen, der jedoch schwer abzuschätzen ist. Deswegen habe ich das Haushaltseinkommen von den sozio-ökonomischen Faktoren ausgeklammert und zu den ökonomischen Faktoren gezählt. Diese Ausgliederung des Begriffs *sozio-ökonomisch* aus meiner direkten Analyse ist auch in Anlehnung an meine Resilienzdefinition sinnvoll. Unter 2.1.2 habe ich soziale und ökonomische Resilienz einzeln definiert, anstatt eine Definition von sozio-ökonomischer Resilienz anzuführen.

Grundsätzlich lässt sich festhalten, dass sozio-ökonomische Faktoren eine kleinere bzw. andere Rolle gespielt haben als ich im Vorfeld meiner Forschung angenommen habe. Aufgrund meiner Datengrundlage konnte ich keinen direkten Zusammenhang zwischen ihnen und der Resilienz der betroffenen Frauen erkennen. Es gibt lediglich indirekte Einflüsse in einem breiteren Kontext, deren genaue Bedeutung in einer weiterführenden Forschung mit einer anderen Methodik fokussiert und differenziert analysiert werden müsste. In meiner Forschung, die sich auf direkte Zusammenhänge konzentriert, bleibt jedoch unklar, welche Rolle sie genau spielen. Die einzige klare Aussage, die diesbezüglich gemacht werden kann, ist, dass die Bevölkerung in den überschwemmten Gebieten einem unterdurchschnittlichen sozio-ökonomischen Level angehört.

Elf meiner insgesamt dreizehn Interviewpartnerinnen sind maximal neun Jahre zur Schule gegangen und von den acht Erwerbstätigen arbeiten sechs als ungelernte Dienstleisterinnen. Beides weicht deutlich vom nationalen Durchschnitt ab. Laut einer Studie des *Instituto Nacional de las Mujeres* in Uruguay sind 56% der Frauen über 24 Jahren lediglich neun Jahre oder weniger zur Schule gegan-

²⁷ Die Bildung meiner Interviewpartnerinnen im weitesten Sinn, also unabhängig vom Bildungsabschluss, war im Rahmen meiner Studie nicht einschätzbar, das hätte ihren Rahmen gesprengt.

gen, während 44% einen höheren Bildungsabschluss haben, in Prozent umgerechnet sind es bei meinen Interviewpartnerinnen jedoch 85%. Im uruguayischen Durchschnitt sind rund 20% der weiblichen erwerbstätigen Bevölkerung im ungelernten Dienstleistungsbereich tätig, bei meinen Interviewpartnerinnen sind es jedoch umgerechnet 75%. Sie kommen aus der Unterschicht und der unteren Mittelschicht.²⁸

Auch in Anlehnung an mein Interview mit Jesús Mario und die Studie des GGIR lässt sich ein Zusammenhang zwischen sozio-ökonomischen Faktoren und dem Wohnort feststellen, dabei gibt es mit zunehmender Nähe zum Fluss die Tendenz zu einem niedrigeren sozio-ökonomischen Niveau. 61% der für die GGIR Studie befragten Männer und Frauen gaben als höchste abgeschlossene Schulbildung lediglich den Grundschulabschluss an, was sechs Schuljahren entspricht, landesweit sind es jedoch nur 34% (Vgl. UdelaR 2010:31; Inmujeres 2011^b:17ff).

Frauen über 24 Jahren mit max. 9 Jahren Schulbildung in %

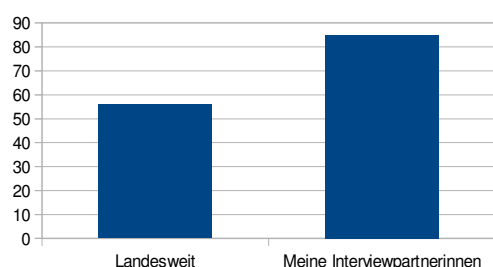


Abbildung 14: Vergleich der Bildungsabschlüsse (Quelle:Autorin)

Anteil der erwerbstätigen Frauen im unqualifizierten Dienstleistungsbereich in %

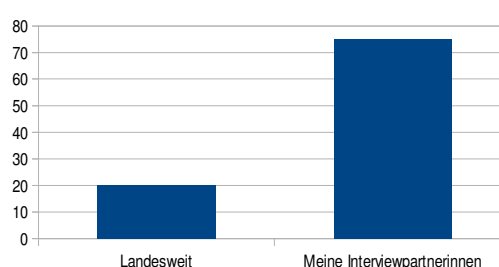


Abbildung 15: Vergleich des Anteils im Dienstleistungsbereich (Quelle:Autorin)

Ein Blick in die Vergangenheit zeigt, dass diese Korrelation zwischen Bildung, Beruf und Wohnort ihre Wurzeln in der unter 3.3.1 beschriebenen Binnenmigrationsbewegung hat, während der sich vor allem Landarbeiter mit geringer Bildung am Fluss angesiedelt haben. *„Más allá de que aporta un montón de cosas, por ejemplo, las tierras eran baratas, había lugares a donde hacer quinta de gente que venía del campo, para cultivar la tierra, para pastorear animales. [...] Entonces se generó una zona de vida muy marginal ahí, y que fué creciendo mucho mas rápido de lo que se desarrollaba la ciudad. [...] La mayoría son gente de una clase media empobrecida.“* (Jesús Mario)

²⁸ Diese Einschätzung basiert auf meinen Informationen über Bildungsabschluss und Art der Erwerbstätigkeit, meinem Eindruck von dem Zustand des Hauses und den Aussagen meiner Interviewpartnerinnen u.a. über ihre finanzielle Haushaltssituation. Diese Informationen müssen auch in den größeren Kontext der gesamten Gesellschaftsstruktur in Uruguay gesetzt werden um meine Interviewpartnerinnen strukturell grob verorten zu können.

In der Gegenwart stehen beim Zusammenhang zwischen sozio-ökonomischen Faktoren und Wohnort vor allem ökonomische Aspekte im Fokus, denn hier geht es um die Umsiedlungsoptionen. Wenn eine Anhebung des sozio-ökonomischen Levels die Verbesserung der finanziellen Haushaltssituation bedeuten würde, was es nicht immer zwangsläufig tut, hätte es einen positiven Einfluss auf die Resilienz der Betroffenen, sofern diese die dadurch verfügbaren Ressourcen für die Umsiedlung in eine überschwemmungssichere Gegend nutzen würden. Sozio-ökonomische Faktoren können also vor allem mit der Exposition in Zusammenhang gebracht werden. Durch diese erhöhte Exposition von Bevölkerungsteilen mit niedrigerem sozio-ökonomischen Level in meinem Forschungsfeld ergibt sich auch ihre höhere Vulnerabilität. Dabei darf man jedoch nicht in ein monokausales Denkschema verfallen und annehmen, dass die Anhebung des sozio-ökonomischen Levels automatisch die Senkung der Exposition und somit der Vulnerabilität und damit wiederum die Erhöhung der Resilienz bedeutet.

Zwischen der Anfälligkeit bzw. Anpassungsfähigkeit und sozio-ökonomischen Faktoren konnte ich auf der Datengrundlage der Interviews keinen eindeutigen Zusammenhang herstellen. Ein positiver Einfluss auf die Bereitschaft, Unterstützung von Außen anzunehmen, oder die Informiertheit über diese Unterstützungsmöglichkeiten lässt sich diskutieren, wobei diese Diskussion vor dem Hintergrund des derzeitigen Forschungsstandes auf Mutmaßungen basieren würde.

Armutsreduzierung

Im Zusammenhang mit den sozio-ökonomischen Faktoren ist die Armutsreduzierung ein weiterer Aspekt, dessen Bedeutung diskutiert werden muss. Wie schon erläutert wurde, ist besonders die Überschwemmungszone ein Gebiet, in dem marginalisierte Bevölkerungsteile wohnen, was sich vor allem im niedrigeren sozio-ökonomischen Niveau, in der schwächeren Infrastruktur und in der höheren Prekarität der Wohnbedingungen äußert.

„[E]l área inundable de Durazno presenta en general cierta homogeneidad asociada a un comportamiento urbano de periferia, caracterizado entre otros por un crecimiento [sic!] de población mayor a la media de la ciudad, carencias en las infraestructuras urbanas y mayor precariedad socio-habitacional que en las centralidades urbanas. [...] Se constata asimismo que la vulnerabilidad aumenta en las zonas de mayor frecuencia de la inundación, lo que da cuenta de situaciones de riesgo alto.“ (UdelaR 2010:43)

Die Reduzierung der Armut der Bewohner der Überschwemmungszone hätte, wie weiter oben bereits erwähnt wurde, nur Sinn, wenn das die Umsiedlung in überschwemmungssichere Zonen zur Folge hätte. Wenn die Exposition jedoch gleich bleibt hat Armutsreduzierungen im Grunde kaum

positive Auswirkungen auf die Resilienz der Betroffenen. Anders als z.B. bei Erdbeben kann nicht wirklich in bauliche Anpassungen der Häuser investiert werden, dagegen ist das Verlustpotential umso größer, je mehr Besitz der Haushalt hat. Laut Jesús Mario leidet gerade die arme Bevölkerung am wenigsten unter den Überschwemmungen, er geht sogar noch einen Schritt weiter und meint, dass sie in materieller Hinsicht im Endeffekt von ihnen profitiert. *„La gente que vive en las orillas no es la que mas pierde. Al revés, es la que mas gana. [...] Porque a esa gente se le dona. Se les da donaciones de todo tipo, color y forma. En muebles, en alimentos, en atención personalizada. Está muchísimo mejor que cuando es el entorno miserable de su vida. Donde nadie le da nada a donde no reciben ayuda de ningún tipo. Ellos reciben muchísimo mas ayuda en la situación de inundados, que en el resto de su vida. [...] La persona pobre muy pobre que se inunda todo lo que recibe es ganancia. A la de mediana capacidad económica todo lo que le pasa es pérdida.“* (Jesús Mario)

Aus meiner Forschung ergeben sich drei Bereiche, in denen das - mit Einschränkungen - der Fall ist.

1. Die Umsiedlungsprojekte, die nach der großen Überschwemmung 2007 realisiert wurden. Zu ihnen hatten nur die Bewohner der Überschwemmungszone Zugang, die Betroffenen außerhalb nicht.²⁹
2. Die öffentlichen Evakuierungsunterkünfte. Aus der GGIR Studie geht hervor, dass mit zunehmender Nähe zum Fluss das sozio-ökonomische Level sinkt und der Anteil derer, die in eine öffentliche Evakuierungsunterkunft gehen müssen, steigt (Vgl. UdelaR 2010:35). Das hat zwar auf die Anpassungsfähigkeit der Betroffenen überwiegend negative Auswirkungen, bedeutet für sie jedoch auch die Absicherung ihrer Grundbedürfnisse bezüglich der Ernährung und medizinischen Versorgung, was bei denjenigen am Existenzminimum im normalen Alltag nicht immer der Fall ist. Die Zeit in den öffentlichen Evakuierungsunterkünften ist für die ärmsten Betroffenen also von größerer Sicherheit geprägt als sonst in ihrem Alltag.
3. Das Verlustpotential ist kleiner. Je höher die Investition in den Lebensstandard ist, desto mehr kann bei einer Überschwemmung auch zerstört werden. Gleichzeitig scheint bei den Ärmsten tendenziell auch die Hemmschwelle, Spenden und sonstige Unterstützung anzunehmen und einzufordern, niedriger zu sein.

Armutsreduzierung der Bevölkerung kann also nicht mit Resilienzstärkung gleichgesetzt werden, wie ich schon auf der Basis von Fachliteratur unter Punkt 2.2.2 ausgeführt habe. Sinnvoller wäre es, die Exposition der Betroffenen strukturell zu senken, indem allen die wollen die Umsiedlung in

²⁹ Wobei sie gerade für die Marginalisiertesten teilweise wieder nicht zugänglich waren, weil sie keine offiziellen Eigentümer ihres Hauses sind oder die Eigenbeiträge in Form von Geld oder Arbeitsstunden, die es bei manchen der Projekte gab, nicht leisten konnten.

überschwemmungssichere Gebiete ermöglicht wird. Das bestätigt unter anderem auch die GGIR Studie, in der etwa ein Drittel der Befragten die Umsiedlung als Lösung für die Problematik der Überschwemmungen angab (Vgl. UdelaR 2010:39). Der staatliche und institutionelle Kontext darf hier jedoch nicht außer Acht gelassen werden. Die uruguayischen öffentlichen Institutionen funktionieren im lateinamerikanischen Vergleich sehr gut und es gibt ein funktionierendes Sozialsystem. In Staaten mit großer absoluter Armut oder einem *fragile state* steht das Verhältnis zwischen Armut und Resilienz in einem gänzlich anderem Zusammenhang.

In einer der wenigen existierenden empirischen Studien über sozio-ökonomische Resilienz kommen die AutorInnen Akter und Mallick u.a. bezüglich dem Verhältnis zwischen Armut und Resilienz auf ähnliche Forschungsergebnisse wie ich. Diese Forschungsarbeit über eine Küstengemeinde in Bangladesh, die regelmäßig von Zyklonen betroffen ist, ist nicht qualitativ sondern quantitativ und auch von ihrer Methodologie her eher technisch orientiert. Trotzdem gibt es einige Parallelen zwischen dieser und meiner Studie. Neben Aspekten wie die Bedeutung von sozialen Netzwerken sticht besonders die Aussage über das Verhältnis zwischen Vulnerabilität, Armut und Resilienz heraus. „Finally, although the poor were the most vulnerable and suffered from relatively higher economic, physical and structural damage, they exhibited relatively better ability to cope and recover from the shock compared to the non-poor.“ (Akter/Mallick 2013:2)

Auch bei meiner Studie war die Vulnerabilität von denjenigen am Existenzminimum tendenziell höher als bei denen, die eher der Mittelklasse zuzuordnen sind. Doch vor allem durch ihre Überschwemmungserfahrung und das kleinere Verlustpotential war ihre Resilienz nicht niedriger als bei denen, die einen höheren Lebensstandard hatten und deren Haushalt weniger vulnerabel war. Auch hier wird wieder deutlich, dass Resilienz und Vulnerabilität kein lineares Verhältnis zueinander haben.

6. Conclusio

Mein Forschungsfokus lag auf den äußeren Faktoren, die die Resilienz von Frauen und ihren Haushalten beeinflusst haben, und deren Bedeutung. Die empirische Datenbasis waren Interviews mit Frauen, die von einer oder mehreren Überschwemmungen betroffen waren. Durch die Analyse dieser Interviews habe ich folgende neun Kategorien gebildet, die für meine Interviewpartnerinnen im Zusammenhang mit den Überschwemmungen von Bedeutung waren:

- Wohnort, Verwurzelung und Wohnform
- Überschwemmungserfahrung
- Umsiedlungsoptionen
- Betroffenheit der ökonomischen Lebensgrundlage
- Materielle Verluste und finanzielle Haushaltssituation
- Familiäre Situation
- Unterstützung aus dem persönlichen Umfeld außerhalb des Haushaltes
- Evakuierung und Evakuierungsunterkunft
- Öffentliche Unterstützung und der Zugang dazu

Unter diesen neun Kategorien gibt es einige Schlüsselkategorien, die den Resilienzprozess meiner Interviewpartnerinnen und ihrer Haushalte auf einer breiten Basis beeinflusst haben. Eine davon ist die Überschwemmungserfahrung. Was Jesús Mario vom CECOED in Durazno als „*cultura de inundación*“ bezeichnet hat, bedeutet die Integration der Überschwemmungsgefahr in die Lebenspraxis und ist die Grundlage für Praktiken und Strategien im Umgang mit einer Überschwemmung, aber auch für ihre psychische Bewältigung. Die Betroffenheit der ökonomischen Lebensgrundlage hat sich ebenfalls als eine zentrale Kategorie herauskristallisiert, da sie meinen Interviewpartnerinnen den Umgang mit der Überschwemmung in allen Phasen erschwert hat und sie immens höhere Schäden durch sie hatten. Auch die Evakuierungsunterkunft ist ein Schlüsselaspekt für die Resilienz der Frauen gewesen, da sie ihre Anpassungsfähigkeit an die veränderten Lebensbedingungen während der Überschwemmung ganz grundlegend beeinflusst hat. Die beste langfristige Anpassung an das Phänomen Überschwemmung ist die Umsiedlung in ein Wohngebiet mit sehr niedriger Überschwemmungswahrscheinlichkeit, primär in dieser Hinsicht ist der ökonomische Hintergrund eines Haushaltes von Bedeutung.

Im nächsten Schritt meiner Analyse habe ich drei Faktorengruppen gebildet, denen ich die einzelnen Kategorien zugeordnet habe: soziale, ökonomische und institutionelle Faktoren. Diese sind miteinander verwoben und beeinflussen sich gegenseitig, weswegen manche der Kategorien in mehr als eine Faktorengruppe fallen. Soziale, ökonomische und institutionelle Faktoren bzw. Ressourcen beeinflussen also die Resilienz der Frauen im Umgang mit den Überschwemmungen, indem sie Aspekte mir zentraler Bedeutung, die Kategorien, bedingen.

Zu den sozialen Faktoren zählen die Kategorien *familiäre Situation*, *Umsiedlungsoptionen*, *Wohnort*, *Überschwemmungserfahrung*, *Evakuierung und Evakuierungsunterkunft* sowie *Unterstützung*

aus dem persönlichen Umfeld außerhalb des Haushaltes. Primär handelt es sich dabei um soziale Ressourcen, auf die meine Interviewpartnerinnen zurückgreifen konnten, jedoch auch um Aspekte wie Verantwortung für Kinder, die tendenziell einen negativen Einfluss auf ihre Resilienz hatten.

In die Gruppe der ökonomischen Faktoren zählen die Kategorien *Umsiedlungsoptionen*, *Wohnort*, *Überschwemmungserfahrung*, *materielle Verluste und finanzielle Haushaltssituation* sowie *Betroffenheit der ökonomischen Lebensgrundlage*. Hier dreht es sich um ökonomische bzw. materielle Ressourcen, die meinen Interviewpartnerinnen zur Verfügung standen, aber auch um die Betroffenheit von ihrem Besitz.

Die institutionellen Faktoren sind *Zugang zu öffentlicher Unterstützung*, *Umsiedlungsoptionen*, *Evakuierung* und *Evakuierungsunterkunft* sowie die *finanzielle Haushaltssituation*. Sie stecken den institutionellen Rahmen ab, innerhalb dessen sich meine Interviewpartnerinnen im Zusammenhang mit den Überschwemmungen bewegen.

Es war mir nicht möglich, zwischen diesen drei Faktorengruppen bezüglich ihrer Wichtigkeit eine Abstufung zu machen. Jede einzelne nimmt auf ihre Art einen zentralen Platz bei dem Resilienzprozess der Frauen und ihrer Haushalte ein. Dabei unterscheidet sich ihre Bedeutung unter anderem durch die Stelle im Resilienzprozess, an der sie wirken. Die Fähigkeit von sozialen Systemen, adäquat mit einer Katastrophe umzugehen, gliedert sich in die drei zentralen Elemente *exposition*, *sensitivity* und *adaptive capacity*. Aus diesen drei Elementen ergibt sich die Reaktion auf die Störung im Sinne einer Verbesserung oder Verschlechterung des Systems im Umgang mit ihr. Während soziale Faktoren vor allem die *adaptive capacity* der Betroffenen beeinflussen, bedingen die institutionellen außerdem auch die *exposition*. Die ökonomischen Faktoren wirken bei allen drei Elementen.

Allein schon die Tatsache, dass sich zwischen den einzelnen Faktorengruppen keine Abstufung in deren Wichtigkeit machen lässt, zeigt auf, dass ihre Bedeutung nicht unbedingt den Annahmen entspricht, die der Diskurs um Katastrophenresilienz impliziert und expliziert. Soziale Faktoren sind keinesfalls vernachlässigbar sondern nehmen einen ebenso wichtigen Platz ein wie ökonomische und institutionelle Faktoren.

Einige Aspekte meiner Forschungsarbeit und -ergebnisse kommen in meiner empirischen Datengrundlage in Form der Interviews wenig vor, sondern ergeben sich eher implizit aus dem Kontext meiner Forschung und angrenzenden Themenfeldern. Deshalb habe ich sie nicht in die eigentliche Analyse einbezogen, sondern in der Diskussion erläutert. Das ist zum Einen der Genderaspekt. In meiner Studie hat sich der Unterschied zwischen männlicher und weiblicher Perspektive als wenig relevant herausgestellt. Dass die Betroffenheit und Bewältigung von Katastrophen zwischen Män-

nern und Frauen aufgrund des traditionellen Rollenbildes grundsätzlich verschieden ist, wurde schon eingehend erläutert. In der direkten Bewältigung der Überschwemmung und der Erholungsphase danach konnte ich jedoch keinen Unterschied zwischen Männern und Frauen ausmachen, was damit zusammenhängt, dass ich ohnehin nur die weibliche Perspektive kennen gelernt habe. Die Mutterschaft macht in meiner Studie für meine Interviewpartnerinnen einen entscheidenderen Unterschied als nur die Tatsache des Frau-Seins. Für die konkrete Erforschung der Bedeutung der Genderperspektive auf der Ebene von Individuum und Haushalt wäre jedoch eine weiterführende Mikrostudie mit diesem Forschungsfokus notwendig, die auf einer anderen Datengrundlage basiert und sich einer anderen Methodik bedient.

Auch die sozio-ökonomischen Faktoren Bildungsabschluss und Beruf haben in meiner Forschung eine andere Bedeutung als ich im Vorfeld angenommen habe. Sie stehen vor allem mit den Wohnort in Zusammenhang, denn das sozio-ökonomische Niveau der Bevölkerung im Überschwemmungsgebiet und meiner Interviewpartnerinnen liegt deutlich unter dem nationalen Durchschnitt. Für den Resilienzprozess an sich haben sozio-ökonomische Faktoren jedoch vor allem hinsichtlich der finanziellen Haushaltssituation eine Rolle gespielt, wenn man annimmt, dass mit steigendem Bildungsniveau auch das Haushaltseinkommen steigt. Bessere Haushaltsfinanzen haben wiederum nur dann einen positiven Effekt auf die Resilienz der Betroffenen, wenn sie an den richtigen Stellen investiert werden, was durchaus nicht garantiert ist. Selbst wenn ein höheres sozio-ökonomisches Niveau die Vulnerabilität eines Haushaltes verringert, muss es nicht automatisch die Resilienz vergrößern. So wie der Genderaspekt müsste auch die Bedeutung von sozio-ökonomischen Faktoren wie Bildungsabschluss und Beruf mithilfe einer anderen Methodik gründlicher erforscht werden, um hierüber detaillierte und fundierte Aussagen machen zu können.

Entgegen der im Diskurs um Katastrophenresilienz vorherrschenden Grundannahme, dass es eine negative Korrelation zwischen Armut und Resilienz gibt, kann ich im Hinblick auf meine Studie diesen kausalen Zusammenhang nicht bestätigen. Meine Interviewpartnerinnen, die am Existenzminimum leben, hatten bei der Bewältigung aufgrund der ihnen fehlenden materiellen und finanziellen Mittel keine erkennbare Benachteiligung im Umgang mit der Überschwemmung. Im Gegenteil, tendenziell hatten sie es in manchen Momenten einfacher, denn vereinfacht ausgedrückt: Wer nichts hat kann auch nichts verlieren. Die finanziellen Mittel um für die Schäden aufzukommen waren bei ihnen zwar knapper, aber durch die Unterstützung von öffentlichen und privaten Institutionen war größtenteils zumindest der Basisbedarf gedeckt.

Armutsreduzierung impliziert die Steigerung des Lebensstandards, was jedoch nicht gleichzusetzen ist mit der Stärkung von Resilienz. Der Wohlstand der Bevölkerung steht nicht zwangsläufig in

einem positiven Zusammenhang mit ihrer Resilienz, unter Umständen kann er sogar negative Auswirkungen haben. Bezüglich dem Fallbeispiel der Überschwemmungen in Durazno wäre es wesentlich zielführender, wirklich allen Betroffenen die Umsiedlung in Wohngegenden zu ermöglichen, in denen das Überschwemmungsrisiko gegen Null geht, als ihren Lebensstandard zu heben. Ein höherer Lebensstandard hat nur einen positiven Effekt auf die Resilienz der von Katastrophen Betroffenen, wenn sein ökonomisches Plus an Stellen investiert wird, die entweder die *exposition* und *sensitivity* senken oder die *adaptive capacity* steigern. In der Praxis bedeutet ein höherer Lebensstandard jedoch überwiegend mehr Besitz, der bei einer Überschwemmung beschädigt oder verloren gehen kann. Auf der institutionellen Ebene wäre Armutsreduzierung wesentlich sinnvoller, auch wenn hier beim uruguayischen Staat nicht von Armut gesprochen werden kann. Mehr ökonomische Mittel könnten hier die strukturellen Möglichkeiten der Betroffenen wesentlich verbessern, z.B. durch Umsiedlung oder adäquate öffentliche Evakuierungsunterkünfte. Die grundsätzliche Bedeutung von Armutsreduzierung soll hier natürlich nicht in Abrede gestellt werden, aber in Verbindung mit Katastrophenresilienz sollte dieses Thema differenzierter diskutiert werden. Das Wohlergehen der Bevölkerung und ihre Katastrophenresilienz können nicht gleichgesetzt werden, außerdem kommt es auch auf die Ebene, den Armutsgrad und die Schwere der Katastrophe an.

Das Verhältnis zwischen Resilienz und Armut ist eng verbunden mit dem Verhältnis zwischen Resilienz und Vulnerabilität, was ebenfalls ein zentraler Aspekt bei der Umsetzung des Resilienzkonzepts in die Praxis ist. Auch dieser Aspekt wird in seiner Komplexität zu undifferenziert reflektiert und diskutiert. Die Kausalitäten zwischen den Komponenten Vulnerabilität, Resilienz und Armut können nicht auf die Gleichung Armutsreduzierung = niedrigere Vulnerabilität = höhere Resilienz, wie sie der vorherrschende Diskurs um Katastrophenresilienz und DRR impliziert, reduziert werden. Auch wenn arme Bevölkerungsteile bei Katastrophen vulnerabler sind, können sie gleichzeitig trotzdem resilient sein. Das wird von meiner und Akter/Mallicks empirischen Studie, aber auch von anderen Autoren wie Bené vom *Institute for Development Studies* (UK) belegt.

Meine Forschungsarbeit ist die einzige mir bekannte qualitative Studie über die Katastrophenresilienz von Individuen im Kontext ihres direkten Umfeldes, dem Haushalt. Sie rückt einige Annahmen des Diskurses um Katastrophenresilienz in ein anderes Licht, insbesondere was den Armutsaspekt und die Pauschalisierbarkeit von Vorannahmen und Maßnahmen betrifft. Diese werden überwiegend als universal gültig und anwendbar dargestellt, können jedoch nicht verallgemeinert werden, denn Katastrophenresilienz ist hochgradig maßstabs-, kontext- und störungsspezifisch.

Die Art und Weise, auf welche Resilienzprozesse unterstützt werden können, hängt also unter anderem von der Ebene ab, die im Fokus steht. *Resilience building* auf der Haushaltsebene erfor-

dert andere Maßnahmen als auf der nationalen Ebene, denn die Katastrophenresilienz eines Individuums wird von anderen Faktoren determiniert als die eines Nationalstaats. Auch der Kontext ist bei jedem Einzelfall und bei jeder Ebene anders und bedingt die Katastrophenresilienz wesentlich. Auf der Individual- und Haushaltsebene bezieht sich der Kontext auf die strukturellen und institutionellen Rahmenbedingungen, aber auch auf die sozialen und ökonomischen Hintergründe meiner Interviewpartnerinnen und ihrer Haushalte. Durch das Umfeld wird die Art und Menge der verfügbaren Ressourcen determiniert, auf welche die von einer Katastrophe Betroffenen zurückgreifen können, es werden aber auch die Grenzen gezogen, innerhalb derer sie agieren.

Die sozialen, ökonomischen und institutionellen Faktoren, die ich in meiner Studie identifizieren konnte, müssen bei einer anderen Fallstudie auf derselben Ebene nicht dieselbe Bedeutung haben. Die institutionellen Faktoren beispielsweise, die für meine Interviewpartnerinnen durchaus wichtig waren, hätten in einem *fragile state* eine völlig andere Bedeutung. Jeder Fall ist ein Einzelfall und es ist schwer, die Erkenntnisse einer Fallstudie auf einen anderen Fall zu übertragen, ohne vorher den Kontext analysiert zu haben. Es gibt auch einen Unterschied zwischen den verschiedenen Katastrophenarten. Die Resilienz im Umgang mit einer Überschwemmung hängt von anderen Faktoren ab als mit einem Erdbeben oder Taifun. Ein soziales System, das eine hohe Resilienz bei Überschwemmungen aufweist, ist nicht zwangsläufig auch resilient bei einer Naturkatastrophe anderer Art.

Die Ergebnisse meiner Forschungsarbeit können somit nicht verallgemeinert werden, sondern zeigen primär auf, wie komplex zahlreiche verschiedene Aspekte und Faktoren bei ihrem Einfluss auf die Katastrophenresilienz der Betroffenen zusammen wirken. Manche Strukturen und Zusammenhänge könnten zwar auf ähnliche Einzelfälle angewendet werden, jedoch nur mit großer Vorsicht und unter der Voraussetzung, dass die entsprechenden Rahmenbedingungen dort ähnlich sind. Selbst in meinem überschaubaren und begrenzten Forschungsfeld sind Wirkung und Zusammenhänge zwischen den Kategorien und Faktorengruppen so komplex, dass manche Aspekte gleichzeitig positiv und negativ für die Resilienz meiner Interviewpartnerinnen und ihrer Haushalte sein können. Neben der Überschwemmungserfahrung ist ein Beispiel hierfür der nachbarschaftliche Zusammenhalt, der die Anpassungsfähigkeit der Betroffenen zwar verbessert, jedoch gleichzeitig die Wahrscheinlichkeit für die Umsiedlung in eine andere Wohngegend senkt. Wenn größere und heterogenere soziale Systeme im Fokus stehen, muss die Analyse der Einfluss nehmenden Faktoren noch sorgfältiger und tiefergehend stattfinden, damit komplexe und multifaktorielle Sachverhalte und Zusammenhänge nicht verkürzt werden.

Resilienz ist eine sehr spezifische und komplexe Angelegenheit und jede Intervention zu ihrer Stär-

kung muss auf einer sorgfältigen Analyse des jeweiligen (sozialen) Systems basieren. Im Diskurs um Katastrophenresilienz gibt es den wachsenden Konsens, dass mehr qualitative Mikrostudien notwendig sind, um die zugrundeliegenden Strukturen verstehen und darauf aufbauend Resilienz effektiv fördern zu können. Anstatt die Forschung über Katastrophenresilienz auf einer rein diskursiven Ebene stattfinden zu lassen, sollte empirische Forschung in diesem Bereich gefördert werden.

Ein interessanter Aspekt meiner Studie ist die Bedeutung der Überschwemmungserfahrung. Sie impliziert im Zusammenhang mit der Resilienz meiner Interviewpartnerinnen und ihrer Haushalte, dass Katastrophenresilienz sich manchmal selbst im Weg stehen kann. Meine Interviewpartnerinnen, die schon von zahlreichen Überschwemmungen betroffen waren, waren tendenziell resilienter im Umgang mit ihnen als diejenigen, die nur eine einzige miterlebt haben. Durch die Tatsache, dass sie das Überschwemmungsrisiko in ihre Lebenspraxis integrieren konnten und als Teil ihres Lebens wahrnehmen, waren die materiellen und psychischen Folgen für sie weniger schlimm als für manche Andere. Gleichzeitig verringert eben dieser Umstand die Wahrscheinlichkeit ihrer Umsiedlung in ein Wohngebiet mit niedrigerem Überschwemmungsrisiko. Natürlich haben auch andere Faktoren ihre Umsiedlung verhindert, weil sie beispielsweise keinen Zugang zu den Umsiedlungsprojekten hatten. Doch Leidensdruck kann eine Art Antriebskraft sein, um die eigene Lebenssituation grundlegend resilienter zu gestalten, anstatt sich einfach an die Überschwemmungen zu gewöhnen. Die durch konstante Konfrontation mit eher niedrigschwelligen Störungen entstandene Resilienz kann also unter Umständen die einmalige Investition in eine nachhaltige Resilienzstärkung verhindern, die insbesondere beim Eintritt einer größeren Störung einen positiven Effekt hätte. Manche meiner Interviewpartnerinnen, z.B. Mercedes, schätzen die Überschwemmungen als kleinere Belastung ein als die neuen Probleme, die sie in den neuen Vierteln, in die sie umgesiedelt worden wären, erwartet hätten. Sie nehmen also das Überschwemmungsrisiko bewusst in Kauf, um andere Risiken in ihrem Leben klein halten zu können, welche einschneidendere oder gefährlichere Probleme mit sich bringen würden.

Das Resilienzkonzept im Zusammenhang mit Katastrophen birgt also Potentiale, aber auch potentielle Gefahren, wenn zentrale Komponenten und angrenzende Konzepte vor seiner Umsetzung in die Praxis nicht sorgfältig genug reflektiert werden. Im von der UNO dominierten Diskurs über Katastrophenresilienz werden verkürzte Zusammenhänge impliziert und Umkehrschlüsse getroffen, die der Komplexität der Materie nicht gerecht werden. Ein wirkliches Verständnis der lokalen Strukturen um Katastrophenresilienz kann nur durch die Perspektive der untersten Ebene, der betroffenen Bevölkerung, entstehen.

Die definitorische Klärung von Katastrophenresilienz ist grundlegend, jedoch ist es meines Erach-

tens schwer realisierbar, eine einheitliche Definition von *der* Katastrophenresilienz auszuarbeiten. Denn hier laufen verschiedene Resilienzarten auf verschiedenen Ebenen zusammen, wodurch man bei ihrer Zusammenfassung in eine übergreifende Definition Gefahr läuft, Zusammenhänge und Strukturen so zu verkürzen, dass unsichtbar bleibt, worum es bei *resilience building* im Grunde geht, und diesbezügliche Maßnahmen folglich ins Leere gehen.

7. Literaturverzeichnis

Akter, Sonia/Mallick, Bishawjit (2013): An empirical investigation of socio-economic resilience to natural disasters. <http://ufz.academia.edu/SoniaAkter/Working-Papers> [Zugriff: 1.9.2013]

Bahadur, Aditya V./Ibrahim, Maggie/Tanner, Thomas (2010): The resilience renaissance? Unpacking of resilience for tackling climate change and disasters. Institute of Development Studies. SCR – Strengthening for climate resilience <http://community.eldis.org/.59e0d267/resilience-re-naissance.pdf> [Zugriff: 31.8.2013]

Batthynay, Karina/Genta, Natalia/Perrotta, Valentina (2012): La población uruguaya y el cuidado: Persistencias de un mandato de género. Encuesta nacional sobre representaciones sociales del cuidado: Principales resultados. CEPAL-Serie Mujer y Desarrollo. N°117. <http://www.cepal.org/publicaciones/xml/6/48256/SLapoblacionUruguayayelcuidado.pdf> [Zugriff: 3.12.2013]

Bené, Christophe/Godfrey, Wood, Rachel/Newsham, Andrew/Davies, Mark (2012): Resilience: New utopia o new tyranny? Reflection about the potentials and limits of the concept of resilience in relation to vulnerability reduction programmes. IDS Working Paper Nr. 405. <http://www.ids.ac.uk/files/dmfile/Wp405.pdf> [Zugriff: 16.9.2013]

Birkmann, Jörn (2011): Einleitung. In: Bundesamt für Bevölkerungsschutz und Katastrophenhilfe (Hg.): *Indikatoren zur Abschätzung von Vulnerabilität und Bewältigungspotentialen am Beispiel von wasserbezogenen Naturgefahren in urbanen Räumen*. Forschung im Bevölkerungsschutz Band 13. http://www.bbk.bund.de/SubSites/SK/DE/Publikationen/Zivilschutzforschung/Forschung-im-Bevoelkerungsschutz/DownloadsFiB/Band-13_Neu.pdf;jsessionid=F5D630D7535D-C509B628B4AF06264257.1_cid355?__blob=publicationFile [Zugriff: 12.9.2013]

Bordat, Josef (2012): Vulnerabilität und Resilienz. Methodologische Bemerkungen. Beitrag im Rahmen der 6. KatNet Tagung 2012 in Bonn. <http://www.katastrophennetz.de/downloads/resilienz-tagung2012/KatNet2012Bordat.pdf> [Zugriff: 12.9.2013]

Brenson-Lazan, Gilbert (2003): Group and social resilience building. <http://www.communityat-work.com/resilience/RESILIENCIAENG.pdf> [Zugriff: 1.9.2013]

Brunner, Elgin/Giroux, Jennifer (2009): Examining resilience. A concept to improve societal security and technical safety. Center for Security Studies. ETH Zürich. <http://www.css.ethz.ch/publicati->

[ons/pdfs/Factsheet-Examining-Resilience.pdf](#) [Zugriff: 4.9.2013]

Brüsemeister, Thomas (2000): Qualitative Forschung. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

CARRI – Community&Regional Resilience Institute (2013): Definitions of Community Resilience: An Analysis. <http://www.resilientus.org/wp-content/uploads/2013/08/definitions-of-community-resilience.pdf> [Zugriff: 31.8.2013]

Cutter, Susan L./Barnes, Lindsey/Berry, Melissa/Burton, Christopher/Evans, Elijah/Tate, Eric/Webb, Jennifer (2008): Community and regional resilience: Perspectives from hazards, disasters and emergency management. CARRI – Community&Regional Resilience Institute. Research report 1. http://www.resilientus.org/wp-content/uploads/2013/03/FINAL_CUTTER_9-25-08_1223482309.pdf [Zugriff: 4.9.2013]

Daniels, Jean M. (2004): Assessing socioeconomic resiliency in Washington Counties. <http://www.fs.fed.us/pnw/pubs/gtr607.pdf> [Zugriff: 1.9.2013]

Deare, Fredericka (2004): A methodological approach to gender analysis in natural disaster assessment: a guide for the Caribbean. CEPAL-Comisión Económica para América Latina y el Caribe. Serie Manuales Nr.31. <http://www.eclac.cl/publicaciones/xml/4/19574/lcl2123i.pdf> [Zugriff: 2.12.2013]

DFID – Department for Internationale Development (2011): Defining disaster resilience: A DFID approach paper. http://www.fsnnetwork.org/sites/default/files/dfid_defining_disaster_resilience.pdf [Zugriff: 31.8.2013]

EU – European Union (2012): Linking relief, rehabilitation and development: Towards more effective aid. Policy Briefing. <http://www.europarl.europa.eu/sides/getDoc.do?pubRef=-%2F%2FEP%2F%2FNONSGML%2BCOMPARL%2BPE-492.813%2B01%2BDOC%2BPDF%2BV0%2F%2FEN> [Zugriff: 9.12.2013]

Fontana, Andrea/Frey, James H. (1994): Interviewing. The art of science. In: Denzin, Norman/Lincoln, Yvonna S. (Eds.): *Handbook of qualitative research*. London: Thousand Oaks.

Froschauer, Ulrike/Lueger, Manfred (2003): Das qualitative Interview. Wien: Facultas.

Geipel, Robert (1992): Naturrisiken – Katastrophenbewältigung im sozialen Umfeld. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

GFDRR-Global Facility for Disaster Reduction and Recovery (2012): The Sendai Report. Managing Disaster Risk for a resilient future. http://www.gfdrr.org/sites/gfdrr.org/files/Sendai_Report_051012.pdf [Zugriff: 6.12.2013]

GTZ - Deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (2001): Katastrophenvorsorge. Arbeitskonzept. <http://www2.gtz.de/dokumente/bib/02-0367.pdf> [Zugriff: 4.11.2013]

Höfler, Martha (2012): Das Resilienzkonzept. Herausforderungen und Chancen wissenschaftlicher Anwendung und Weiterentwicklung. Beitrag im Rahmen der 6. KatNet Tagung 2012 in Bonn. <http://katastrophennetz.de/downloads/resilienztagung2012/KatNet2012Hoefler.pdf>

[Zugriff:4.9.2013]

INE-Instituto Nacional de Estadística Uruguay (2004): Censo Fase I-2004.
http://www.ine.gub.uy/faseInew/durazno/durazno_pres.pdf [Zugriff: 4.12.2013]

Inmujeres-Instituto Nacional de las Mujeres (2010): Desigualdades en los ingresos: ¿Qué es de la autonomía económica de las mujeres? http://www.unfpa.org.uy/userfiles/publications/30_file1.pdf [Zugriff: 3.12.2013]

Inmujeres (2011^a): En busca del pleno ejercicio de la ciudadanía: El lugar de las mujeres uruguayas en la toma de decisiones. Cuadernos del Sistema de Información de Género Uruguay, N°3.
http://www.unfpa.org.uy/userfiles/publications/59_file1.pdf [Zugriff: 3.12.2013]

Inmujeres-Instituto Nacional de las Mujeres (2011^b): Estadísticas de género 2011. Persistencia de desigualdades, un desafío impostergable para la reforma social. MIDES-Ministerio de desarrollo social. http://www.inmujeres.gub.uy/innovaportal/file/19225/1/cuatriptico_web.pdf [Zugriff: 20.11.2013]

IRIN – Humanitarian news and analysis (2012): Aid Policy: Resisting the mantra of resilience.
<http://www.irinnews.org/report/96549/aid-policy-resisting-the-mantra-of-resilience> [Zugriff: 1.9.2013]

IRP-International Recovery Platform (2010): Guidance Note on Recovery: Gender. http://www.unisdr.org/files/16775_16775guidancenoteonrecoverygender1.pdf [Zugriff: 27.11.2013]

Kruse, Jan (2011): Einführung in die qualitative Interviewforschung. Version Oktober 2011. Freiburg. (Bezug über www.qualitative-workshops.de)

Kuhlicke, Christian/Steinführer, Anett (2010): Social Capacity Building for Natural Hazards. A Conceptual Frame. CapHaz-Net WP1 Report, Helmholtz Centre for Environmental Research – UFZ: Leipzig http://caphaz-net.org/outcomes-results/CapHaz-Net_WP1_Social-Capacity-Building2.pdf [Zugriff: 5.9.2013]

Lamnek, Siegfried (2010): Qualitative Sozialforschung. Weinheim/Basel: Beltz Verlag.

Lejtregger, Raquel (2008): Del desastre a la oportunidad. Fortalecimiento de las Capacidades del País en el Proceso de Recuperación. UNDP – Gobierno de la República Uruguay.

Levine, Simon/Pain, Adam/Bailey, Sarah/Fan, Lilianne (2012): The Relevance of ‘Resilience’? HPG – Humanitarian Policy Group Policy. Brief 49.
<http://www.odi.org.uk/sites/odi.org.uk/files/odi-assets/publications-opinion-files/7818.pdf> [Zugriff: 31.8.2013]

Macrae, Joanna (2012): The continuum is dead, long live resilience. In: *VOICE out loud*. 20 (15), S.8-10. <http://www.ngovoice.org/documents/voice%20out%20loud%2015.pdf> [Zugriff: 9.12.2013]

Maguire, Brigit/Hagan, Patrick (2007): Disasters and communities: Understanding social resilience. In: *The Australian Journal of Emergency Management*, 22 (2), S. 16-20.
<http://www.em.gov.au/Documents/vol22no2DisastersandCommunities.pdf> [Zugriff: 13.9.2013]

- Morrow, Betty Hearn (2008): Community Resilience: A social justice perspective. CARRI – Community&Regional Resilience Institute. Research paper 4. http://www.resilientus.org/wp-content/uploads/2013/03/FINAL_MORROW_9-25-08_1223482348.pdf [Zugriff: 4.9.2013]
- Moser, Susanne C. (2008): Resilience in the face of global environmental change. CARRI Research Report 2. http://www.resilientus.org/wp-content/uploads/2013/03/Final_Moser_11-11-08_1234883263.pdf [Zugriff: 11.9.2013]
- OEA-Organización de los Estados Americanos/BID-Banco Interamericano de desarrollo/Cascos Blancos de Argentina (2002): Plan der Emergencia contra inundaciones para la ciudad de Durazno, República Oriental del Uruguay. http://www.sinae.gub.uy/index.php?option=com_docman&task=cat_view&gid=93&Itemid=36 [Zugriff: 3.12.2013]
- OXFAM (2013): No accident. Resilience and the inequality of risk. OXFAM Briefing Paper 172. http://www.oxfam.org/sites/www.oxfam.org/files/bp172-no-accident-resilience-inequality-of-risk-210513-en_1.pdf [Zugriff: 6.12.2013]
- Pérez-Sales, Pau (2003): Intervención en catástrofes desde un enfoque psicosocial y comunitario. In: Àtopos. Salud mental, comunidad y cultura. 1 (1), S.5-18. http://atopos.exlibrisediciones.com/pdf_01/intervencion.pdf [Zugriff 4.9.2013]
- Plate, Erich/Kron, Wolfgang/Seiert, Sabine (1993): Beitrag der deutschen Wissenschaft zur „International Decade for Natural Disaster Reduction (IDNDR)“ - Zusammenfassende Übersicht. In: Plate, Erich (Hg.): *Naturkatastrophen und Katastrophenvorbeugung. Bericht des Wissenschaftlichen Beirats der DFG für das Deutsche Komitee für die „International Decade for Natural Disaster Reduction (IDNDR)“*. Weinheim: VCH – Verlagsgesellschaft.
- Prior, Tim/Hagmann, Jonas (2012): Resilienz: Methodische und politische Herausforderungen eines sicherheitspolitischen Trendkonzepts. In: Wenger, Andreas/Trachsler, Daniel (Hg.): *Bulletin 2012 zur schweizerischen Sicherheitspolitik. Center for Security Studies*. ETH Zürich, S. 97-124. <http://www.css.ethz.ch/publications/pdfs/Bulletin-2012.pdf> [Zugriff: 13.9.2013]
- Przyborski, Aglaja/Wohlrab-Sahr, Monika (2010): Qualitative Sozialforschung. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag.
- Ramírez, Alina (2009): Desastres naturales, desarrollo y género. In: *Development Connections DVCN Critiques*. 2 (1). <http://www.dvcn.org/Documents/DesastresGenero02091.pdf> [Zugriff: 6.12.2013]
- Rose, Adam (2009): Economic resilience to disasters. CARRI – Community&Regional Resilience Institute. Research report 8. http://research.create.usc.edu/cgi/viewcontent.cgi?article=1015&context=published_papers [Zugriff: 1.9.2013]
- Sapirstein, Guy (2006): Social Resilience: The forgotten element in disaster reduction. In: *Jàmbá. Journal of disaster risk studies*. 1 (1), S.54-63.
- Shaw, Rajib (2009): City profile: Climate and disaster resilience. http://www.unisdr.org/files/8168_cityprofilelowresolution.pdf [Zugriff: 13.9.2013]

SINAE-Sistema Nacional de Emergencias (2008): Evolución del evento mayo 07.

Thimmel, Stefan (2010^a): Das kaum bekannte Uruguay: Interior und Ostküste. In: Thimmel, Stefan/Bruns, Theo/Eisenbürger, Gert/Weyde, Britt (Hg.): *Uruguay. Ein Land in Bewegung*. Berlin/Hamburg: Assoziation A, S. 26-30.

Thimmel, Stefan (2010^b): Von Vázquez zu Mujica: Bilanz und Perspektiven. In: Thimmel, Stefan/Bruns, Theo/Eisenbürger, Gert/Weyde, Britt (Hg.): *Uruguay. Ein Land in Bewegung*. Berlin/Hamburg: Assoziation A, S. 99-104.

Thimmel, Stefan/Bruns, Theo/Eisenbürger, Gert/Weyde, Britt (2010): Vorwort. In: Thimmel, Stefan/Bruns, Theo/Eisenbürger, Gert/Weyde, Britt (Hg.): *Uruguay. Ein Land in Bewegung*. Berlin/Hamburg: Assoziation A, S. 7-9.

Twigg, John (2007): Characteristics of a disaster-resilient community. A guidance note. DFID Disaster Risk Reduction Interagency Coordination Group. <https://practicalaction.org/docs/ia1/community-characteristics-en-lowres.pdf> [Zugriff: 6.9.2013]

UdelaR – Universidad de la República Uruguay (2010): Caracterización de la vulnerabilidad del área afectada por las inundaciones de febrero de 2010 en la ciudad de Durazno. GGIR-Grupo de Gestión Integral de Riesgo.

UNDP – United Nations Development Programme (2009): Diagnóstico sobre la situación del Sistema Nacional de Emergencias en relación a la incorporación del enfoque de género a nivel nacional y departamental para la gestión de riesgos en Uruguay. http://www.sne.gub.uy/index.php?option=com_docman&task=cat_view&gid=94&Itemid=36 [Zugriff: 3.12.2013]

UNDP (2012): Putting resilience at the heart of Development. Investing in prevention and resilient recovery. [http://www.undp.org/content/dam/undp/library/crisis%20prevention/disaster/asia_pacific/1206_undp_en_out%20\(%20in%20English\).pdf](http://www.undp.org/content/dam/undp/library/crisis%20prevention/disaster/asia_pacific/1206_undp_en_out%20(%20in%20English).pdf) [Zugriff: 10.11.2013]

UNDP (2013): Human Development Report 2013. The rise of the south: Human progress in a diverse world. http://hdr.undp.org/en/media/HDR_2013_EN_complete.pdf [Zugriff: 20.11.2013]

UNFCCC-United Nations Framework Convention on Climate Change (2004): Mainstreaming Gender into the Climate Change Regime. http://www.gendercc.net/fileadmin/inhalte/Dokumente/UNFCCC_conferences/Gender_and_climate_change_COP10.pdf [Zugriff: 2.12.2013]

UNISDR (2004): Terminology: Basic Terms of Disaster Risk Reduction. http://www.unisdr.org/files/7817_7819isdrterminology11.pdf [Zugriff: 7.12.2013]

UNISDR (2005): Hyogo Framework for Action 2005-2015: Building the Resilience of Nations and Communities to Disasters. http://www.unisdr.org/files/1037_hyogoframeworkforactionenglish.pdf [Zugriff: 6.11.2013]

UNISDR (2009^a): UNISDR Terminology in Disaster Risk Reduction. http://www.unisdr.org/files/7817_UNISDRTerminologyEnglish.pdf [Zugriff 7.12.2013]

UNISDR (2009^b): Global Assessment Report on Disaster Risk Reduction. Risk and poverty in a changing climate. <http://www.preventionweb.net/english/hyogo/gar/report/index.php?id=9413&pid:34&pif:3> [Zugriff: 12.11.2013]

UNISDR (2009^c): Making Disaster Risk Reduction gender-sensitive. Political and practical guidelines. http://www.preventionweb.net/files/9922_MakingDisasterRiskReductionGenderSe.pdf [Zugriff: 2.12.2013]

UNISDR (2012): Cómo desarrollar ciudades más resilientes. Un manual para líderes de los gobiernos locales. http://www.unisdr.org/files/26462_manualparalideresdelosgobiernosloca.pdf [Zugriff: 5.9.2013]

UNISDR (2013^a): Post-2015 Framework for Disaster Risk Reduction (HFA2). Report from 2013 Global Platform Consultations. http://www.unisdr.org/files/35070_hfa2consultationsgp2013report.pdf [Zugriff: 12.11.2013]

UNISDR (2013^b): Supertayfoon Haiyan „a turning point“ for disaster risk management. Press Release 12.11. 2013. http://www.unisdr.org/files/35452_2013no30haiyanformatted.pdf [Zugriff: 14.11.2013]

UNO (1994): Yokohama Strategy and Plan on Action for a safer World. Guidelines on Natural Disaster Prevention, Preparedness and Mitigation. <http://www.ifrc.org/Docs/idrl/I248EN.pdf> [Zugriff: 6.11.2013]

WEF-World Economic Forum (2013): The Global Gender Gap Report 2013. http://www3.weforum.org/docs/WEF_GenderGap_Report_2013.pdf [Zugriff: 3.12.2013]

Weyde, Britt (2010^a): Das Ende des „glücklichen Uruguay“: Nachkriegszeit und Militärdiktatur. In: Thimmel, Stefan/Bruns, Theo/Eisenbürger, Gert/Weyde, Britt (Hg.): *Uruguay. Ein Land in Bewegung*. Berlin/Hamburg: Assoziation A, S.58-68.

Weyde, Britt (2010^b): Gesetze sind längst nicht alles. Die uruguayischen Frauen und ihre Kämpfe. In: Thimmel, Stefan/Bruns, Theo/Eisenbürger, Gert/Weyde, Britt (Hg.): *Uruguay. Ein Land in Bewegung*. Berlin/Hamburg: Assoziation A, S. 144-149.

WHO (2013): Gender. <http://www.who.int/topics/gender/en/> [Zugriff: 2.12.2013]

Wieland, Norbert (2011): Resilienz und Resilienzförderung – eine begriffliche Systematisierung. In: Zander, Margherita (Hg.): *Handbuch Resilienzförderung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S.180-207.

Zibechi, Raúl (2010): Vorwärts in die Vergangenheit – der linke Weg zurück zur Schweiz Lateinamerikas. In: Thimmel, Stefan/Bruns, Theo/Eisenbürger, Gert/Weyde, Britt (Hg.): *Uruguay. Ein Land in Bewegung*. Berlin/Hamburg: Assoziation A, S. 105-110.

Internetquellen:

<http://de.wikipedia.org/wiki/Uruguay> [Zugriff: 2.12.2013]

<http://www.welt-blick.de/landkarte/uruguay.html> [Zugriff: 2.12.2013]

<http://www.indexmundi.com/facts/uruguay/gini-index> [Zugriff: 3.12.2013]

<http://www.transparency.org/cpi2012/results> [Zugriff: 3.12.2013]

http://www.sne.gub.uy/index.php?option=com_content&view=article&id=143&Itemid=46 [Zugriff: 4.12.2013]

8. Anhang

8.1 Abstract (deutsch)

Naturkatastrophen und die durch sie verursachten Schäden betreffen vor allem Entwicklungsländer. Doch nicht nur regional unterscheiden sich die Auswirkungen einer Naturkatastrophe, sondern auch anhand von anderen Faktoren. Insbesondere die Geschlechtszugehörigkeit nimmt einen immer zentraleren Stellenwert im Diskurs um Katastrophenprävention ein. Naturkatastrophen sind nicht vermeidbar und die Menschen können nicht vollständig vor ihren Folgen geschützt werden. Man muss also vom Fakt der Betroffenheit ausgehend nach Möglichkeiten suchen, die Schäden möglichst klein zu halten. Hier zeigt sich die Bedeutung des Resilienzkonzepts, das seit einigen Jahren im Diskurs um Katastrophenprävention und -hilfe zentral ist. Dabei geht es im weitesten Sinne um die Fähigkeit eines Systems, Störungen bzw. eine Katastrophe zu absorbieren, sich an sie anzupassen und im besten Fall für ein eventuelles nächstes Mal besser vorbereitet aus diesem Prozess hervorzugehen.

In meiner empirischen Studie wird die Resilienz von Frauen und ihren Haushalten in der Stadt Durazno in Uruguay untersucht, die von einer bzw. mehreren Überschwemmungen betroffen waren. Das Erkenntnisinteresse liegt dabei in der Frage, was für äußere Faktoren auf welche Art die Resilienz der Frauen und ihrer Haushalte beeinflusst haben. Bei der Katastrophenresilienz von Individuen und Haushalten laufen verschiedene Resilienzarten zusammen. Hauptsächlich geht es um die ökonomische und soziale Resilienz, aber auch die psychische Aspekte spielen eine Rolle. Methodisch habe ich mich für qualitative Sozialforschung in Form von Interviews entschieden, da nur auf diese Art komplexe Zusammenhänge und Strukturen in der Lebenswelt der Menschen identifiziert und verstanden werden können. Auf der Basis der Interviews wurden neun Kategorien herausgearbeitet, die im Zusammenhang mit den Überschwemmungen Einfluss auf die Resilienz der Frauen hatten.

Im nächsten Schritt meiner Analyse habe ich drei Faktorengruppen gebildet, denen ich die einzelnen Kategorien zugeordnet habe: soziale, ökonomische und institutionelle Faktoren. Sie sind miteinander verwoben und beeinflussen sich gegenseitig, weswegen manche der Kategorien in mehr als eine Faktorengruppe fallen.

Zu den sozialen Faktoren zählen die Kategorien *familiäre Situation, Umsiedlungsoptionen, Wohnort, Überschwemmungserfahrung, Evakuierung und Evakuierungsunterkunft* sowie *Unterstützung aus dem persönlichen Umfeld außerhalb des Haushaltes*. In die Gruppe der ökonomischen Faktoren zählen die Kategorien *Umsiedlungsoptionen, Wohnort, Überschwemmungserfahrung, materielle Verluste und finanzielle Haushaltssituation* sowie *Betroffenheit der ökonomischen Lebensgrundlage*. Die institutionellen Faktoren sind *Zugang zu öffentlicher Unterstützung, Umsiedlungsoptionen, Evakuierung und Evakuierungsunterkunft* sowie die *finanzielle Haushaltssituation*. Diese Zusammenhänge können jedoch nicht pauschalisiert werden, denn Katastrophenresilienz ist hochgradig maßstabs-, kontext- und störungsspezifisch.

8.2 Abstract (english)

Natural disasters and the losses they cause affect especially developing countries. But the effects of a disaster do not only differ regionally but also by other factors. In particular gender affiliation is taking a more and more central position in the discourse about disaster resilience. Natural disasters cannot be avoided and people cannot be entirely protected of its consequences. Therefore the fact of being befallen by disasters has to be the starting point to search for possibilities to diminish the damages as far as possible. This is where the concept of resilience has its importance. During the last years it has emerged as a central concept in the discourse of disaster prevention and relief. The core of this concept is about the capacity of a system to absorb disturbances such as disasters, adapt to them and in the best case to leave this process more prepared for a possible next time.

My empirical investigation examines the resilience of women and her households in the city of Durazno in Uruguay that were affected of one or more floods. The interest of this research focuses on the question, which type of outer factors influenced in which way the resilience of the women and her households. Disaster resilience of individuals and households is the conflux of different types of resilience. Mainly it's about economical and social resilience but also psychological aspects have its part. Methodically I decided for qualitative social research in (semi-) narrative interview form, because this is the only way to identify and understand complex linkages and structures in people's life sphere. Analyzing the interviews I could identify nine categories that had an influence

on the women's resilience in connection with the floods. In the next step of my analysis I found three groups of factors to which I assigned the different categories: social, economical and institutional factors. These are intertwined and influence each other, that's because some of the categories are classified to more than one factor group.

The social factors contain the *family situation, options of relocation, place of residence, flood experience, evacuation and evacuation accommodation* and *support of the personal background outside the household*. To the group of the economical factors the following categories belong: *options of relocation, place of residence, flood experience, material losses and the household's financial situation* as well as the *affected economic livelihood*. The institutional factors are *access to public support, options of relocation, evacuation and evacuation accommodation* and *the household's financial situation*. These linkages can't be generalized, because disaster resilience is very specific concerning the scale, the context and the type of disturbance.

8.3 Interviewleitfaden

Pregunta generadora	
Contame de la inundación 2010 por favor. Estoy interesada en como lo pasaste, que problemas había, que o quien te ayudó en superarlos y que significa para tu futuro. Contame que se te ocurra y tan detallado como quieras. Como te fue en el transcurso de la inundación y que te ayudó en aquel tiempo?	
Aspectos temáticos	Preguntas concretas
- Problemas que había - Apoyo público y el acceso a ello - Conciencia de la inundación inminente - Conocimiento de posibilidades de prevención - medios financieros para la prevención y para ordenar despues - Ayuda de voluntarios organizados - Ayuda de personas no organizadas como amigos/vecinos/... - Pérdidas sufridas - autopercepción de su fuerza manejando la situación de la inundación - Efectos a largo plazo - Aprendizaje, experiencia si hay otra inundacion - Vida y funcionamiento de la familia durante el tiempo en otro lugar	- Cuales fueron los problemas que había para vos? - Que ayuda había del estado o de la municipalidad? - En que te servía? - Como sabías que el agua va a llegar? - Te podías preparar de alguna manera? - Que significado tenía dinero en el transcurso de la inundación? - Que personas o organizaciones te ayudaron de alguna manera en manejar la situación de la inundación? - Que pérdidas tuviste por la inundación? - Como te sentiste estando enfrentada con la situación de la inundación? - Te parece que se cambió algo en tu vida por la inundación? - Te sentis mas preparada por el caso que haya otra inundacion algun día? - Como te fue en la casa donde te quedaste?

8.4 Lebenslauf

Persönliche Daten

Name	Sarah Diana Zeller
Familienstand	Ledig, ein Kind
Geburtsdaten	17.6.1986 in Weingarten, Deutschland
Staatsangehörigkeit	Deutsch
Telefon	0680/2067520
Email	Sarah.Diana.Zeller@gmail.com

Studium

03/2008 – 02/2014	Universität Wien Diplomstudium Internationale Entwicklung ■ Regionaler Schwerpunkt Lateinamerika ■ Diplomarbeit zum Thema Katastrophenresilienz am Fallbeispiel von Überschwemmungen in Durazno, Uruguay
-------------------	---

Schulische Ausbildung

09/2003 – 07/2006	Droste-Hülshoff-Schule, Friedrichshafen Gymnasium mit ernährungswissenschaftlichem Schwerpunkt Abschluss mit Matura, Note sehr gut (1,8)
09/1996 – 07/2003	Karl- Maybach- Gymnasium, Friedrichshafen Allgemeines Gymnasium
09/1993 – 07/1996	Stephan- Brodman- Schule, Immenstaad Volksschule

Praktika

03/2007 – 09/2007	Proyecto Ayni – Residencia Estudiantil Aborigen Comunitaria, Humahuaca, Argentinien Wohnprojekt für Schüler basierend auf sanftem Tourismus, Mitarbeit in verschiedenen Bereichen
08/2006 – 10/2006	Kunsttischlerei Christian Elissavitis Lilge, Berlin

Auslandserfahrung

- 02/2013 – 04/2013 **Forschungsaufenthalt in Uruguay**
Feldforschung zum Thema Katastrophenresilienz im Rahmen meiner Diplomarbeit
- 11/2006 – 03/2008 **Studienreise in Lateinamerika**
Aufenthalt in Argentinien, Bolivien, Brasilien, Chile, Paraguay, Uruguay
- Perfektionierung der spanischen Sprache
 - Kennenlernen der verschiedenen Länder mit ihren verschiedenen sozialen, ökonomischen sowie politischen Strukturen und Problemen
 - Einblicke in die Praxis der Entwicklungszusammenarbeit
 - Absolvierung eines Praktikums in Argentinien (s.o.)

Ehrenamtliches Engagement

- 06/2004 – 12/2006 Leitung der Jungschargruppe der evangelischen Kirchengemeinde in Immenstaad
- 09/2003 – 07/2006 Mitarbeit in der Schülervvertretung der Droste-Hülshoff-Schule, Inhaberin des Amtes der Schulsprecherin
- 08/2003 Jugendleiterin bei Zeltlager des BDKJ (Bund der Deutschen Katholischen Jugend)

Weitere Kenntnisse

- Sprachen** **Englisch:** verhandlungsfähig
Spanisch: verhandlungsfähig
Französisch: sehr gute Kenntnisse in Wort und Schrift
Portugiesisch: gute Kenntnisse in Wort und Schrift
- EDV** Sehr gute Kenntnisse in MS Excel, MS PowerPoint, MS Word
- Interessen** Reisen, Politik, Sprachen, Literatur, Natur, Gestalterisches